Das Möllthal

und der

Großglockner.

Von

Josef Wagner.

Klagenfurt 1856.

Druck von Johann Leon.

Allgemeine Uebersicht.

Am gemeinschaftlichen Berührungspuncte dreier Länder, nämlich dort, wo im Nordwesten des Herzogthums Kärnten die Grenzen dieses Landes mit jenen von Tirol und Salzburg zusammentreffen, starrt der Gebirgsgipfel des Großglockners 11,782 Fuß über dem Meere in den tiefblauen Aether empor. Seine Lenden umgeben die frostigen Gebilde ewigen Eises. Jahrtausende gingen an ihm vorüber, und kein Sterblicher hatte es gewagt, seinen Scheitel zu berühren. Er war und blieb ein Gegenstand der Sehnsucht, des Staunens und der Bewunderung. In seiner kühnen Absonderung — fern von allem irdischen Leben — wird die Todesstille, die ihn umgibt, nur unterbrochen entweder von dem Brausen der Stürme und Ungewitter, oder von dem Rollen des Lawinendonners zu seinen Füßen, der allein aus der Tiefe hinandringt zu jener furchtbaren verlassenen Höhe. Näher gerückt dem Himmel, taucht sie ihr Haupt in reinere Lüfte, und strahlt im Glanze der gesunkenen Sonne goldgefärbt noch lange fort, während die Spitzen der Nachbarberge matte Dämmerung bereits umhüllt, — die Thäler längst in Nacht versunken sind.

Schon stand das 18. Jahrhundert an seiner Neige, und schon schien es, als sollte der Mensch fruchtlos ankämpfen gegen die Hindernisse, die jenen Gipfel umgeben, und gegen die Wuth der Elemente, die im riesenhaften Streite ihn oft rastlos umbrausen; doch, das nie Erreichte, das Außerordentliche hatte den Geist eines hochgesinnten Mannes entzunden, und der große und herrliche Gedanke, den er gefaßt hatte, sollte durch ihn auch zur That vollbracht werden! — Es kam der 29. Juli des Jahres 1800, und auf das Geheiß des fürstlichen Cardinal S a l m prangte im Strahle der Mittagssonne das eherne Kreuz, dieses erhabene Sinnbild der Christuslehre, auf jener bisher unersteiglichen Höhe. Hingestellt auf einen der höchsten Altäre in dem unermeßlichen Tempel der Natur, der von dort aus dem Blicke beinahe unbegrenzt sich zeigt, ward jenes sichtbare Zeichen des Glaubens zugleich der laute Verkünder eines Ereignisses, welches allgemein mit Jubel und Frohlocken vernommen wurde.

Von jenem Tage angefangen flog die Kunde von der glücklich vollbrachten Ersteigung des G r o ß g l o c k n e r s von Mund zu Mund, von Land zu Land. Jenes Kreuz, ein Menschenwerk, konnte zwar den Stürmen jener höheren Regionen nicht allzu lange Trotz bieten, und es sank gebrochen hinab in die schwindelnde Tiefe,

bisher ungesehen von jedem menschlichen Auge; aber der Ruhm des Gipfels, auf dem es gestanden, blieb durch dasselbe für alle Geschlechter der folgenden Jahrhunderte gesichert. Freilich sind es nur Wenige, die seit jenen Tagen es gewagt haben, ihn zu erklimmen; denn nicht ohne Gefahr des Lebens erkauft der Mensch das Bewußtsein, auf ihm geathmet zu haben; desto größer aber ist die Zahl derjenigen, die ihre Sehnsucht damit befriedigen, daß sie über die Eisfelder des Pasterzengletschers ihr Auge staunend emporheben zu ihm, der aus den erstarrten Fluthen, und aus der Umgebung des ewigen Winters noch um 5000 Fuß höher steigt in den unmeßbaren Raum des Himmels.

Indem wir im Geiste uns zu ihm erheben, wählen wir ihn zugleich als Betrachtungspunct für jenen Theil des schönen Kärntnerlandes, der, so lange dieses besteht, als die glänzendste Perle in dem reichgeschmückten Kranze seiner übrigen Theile betrachtet wurde — nämlich für die allgemeine Darstellung des Möllthales.

Ein Fürst unter seinen Brüdern, bildet der Großglockner gleichsam den Knoten der vielverschlungenen Gebirgsfäden, die nicht nur Kärnten, sondern auch die benachbarten und selbst entfernteren Provinzen durchziehen. Den Blick gegen Osten gewendet, sehen wir hier jene gigantischen Massen, die unter dem Namen der norischen Alpen, oder der Tauern, die nördliche Grenze Kärntens bilden, und in fortlaufender Kette bis nach Rottenmann und Judenburg in Steiermark sich erstrecken. Westlich dehnen sie sich als Fortsetzung bis zum Brenner in Tirol, und beherrschen das Stromgebiet der Isel und der Salzach. Ihre genannte Länge ist nur ein Trümmerstück jenes Riesengürtels der Urwelt, der in dem Hochlande Asiens, der Wiege des Menschengeschlechtes, beginnt, in einer Ausdehnung von 1100 geographischen Meilen zwei Welttheile verbindet und im Westen von Turin den Reigen schließt. Er stellt uns gleichsam ein Bild der Wanderung und Ansiedlung eines mächtigen Zweiges vom Urstamme namentlich dar; denn vom Taurus weg zogen die Tauernstämme gegen Abend, bis sie, freilich Jahrtausende später, an der Meerenge von Gibraltar bereits wieder Nebenzweige gebildet hatten. In den Tagen Homer's dehnte sich die europäische Tauernkette der Griechen noch 500 geographische Meilen aus. Im Laufe der Zeit büßte auch diese, wie früher die asiatische, theils durch fremde Uebermacht und Unterjochung, theils durch die Züge neuer Völkerschaften, im Osten und Westen immer mehr an ihrer Herrschaft selbst bis auf den Namen ein. Zur Zeit des Julius Cäsar betrug ihre Länge nur mehr 300 Meilen. Bloß der innerste Theil der europäischen Tauernkette, ein Stück von kaum 30 Meilen Länge, blieb mit seinem Namen von dem allgemeinen Untergange gerettet *), und selbst von diesem Wenigen betrachten wir für unsern Zweck nur jenes Mittelstück, welches zwischen dem Großglockner und dem Ankogel hingestreckt liegt.

Zerrissen in seinen Formen, starrt es in nackter Wildheit, getrennt von allem Leben, in unbesuchter Einsamkeit. Die Fuschkaar-Höhe, der Bärenkopf, der

*) Siehe: „Die Tauern, insbesondere das Gasteiner-Thal und seine Heilquellen," von Ritter J. E. von Koch-Sternfeld.

Kloben- und der Brennkogel, der hohe Narr, der Sonnblick, der Goldberg, die Schlapperebene, der Herzog Ernst u. a. m. leuchten zwischen den beiden kolossalen Grenzpyramiden aus dieser Gebirgsreihe hervor. Wie dort den Großglockner eine Eisrinde umgibt, sind auch hier weitgedehnte Schneefelder und Gletscher zwischen ihnen hingelagert. Die Majestät, mit der sie hier thronen, und aller Zauber der unendlichen Schönheit, Großartigkeit und Erhabenheit, der sie im Momente der feierlichen Stille umhüllt, wenn der letzte Scheideblick der Sonne noch um ihre Gipfel spielt, kann den Gedanken an die Furcht und das Entsetzen aus der Seele des Beschauers nicht bannen, wenn die frostige Kälte des Winters auf ihnen nachtet, oder wenn die Natur um sie in regellosen Aufruhr geräth. Gegen die Allgewalt solcher Kräfte sinkt der Muth des Menschen; Furcht und Zagen erfüllen seine Brust, und nimmer darf er es wagen, sein Leben solch' feindseligen Mächten zu vertrauen. Ja, selbst dann, wenn die heißere Sonne des Sommers die trügerische Hülle des Schnee's bereits zum Theile geschmolzen hat, wenn scheinbare Ruhe jene kahlen Häupter umgibt, darf er ohne Vorsicht die einzelnen Uebergänge, die sie in das jenseitige Land gestatten, nicht betreten. Tückisch lauscht die Gefahr, und das eigenthümliche Walten auf jenen Höhen erzeugt oft plötzliche, nicht selten todbringende Wechsel, fremd den Verhältnissen der Ebene, und spottend allen Berechnungen des Scharfsinnes und der Klugheit.

Als unverrückbare Scheidewand zwischen Kärnten und Salzburg bilden die Tauern zugleich die nördliche Grenze des Möllthales. Wie dort gegen Norden, so auch senden sie hier nach Süden unendlich viele Aeste. Zwei von ihnen dehnen sich vorzugsweise aus. Der eine beginnt am Ankogel, zieht ununterbrochen südöstlich bis zum Hühnersberg, wo er mit seinen Ausläufern, theils in der Ebene des Lurnfeldes, theils in dem Thale der Lieser sich verliert. Die Hochalpen, das Säuleck, der Dristen-Spitz, der Zwengberg u. a. m. sind die hervorragendsten Puncte dieses Nebenastes derselben. Er begrenzt das Möllthal gegen Osten.

Ein zweiter trennt sich vom Goldberge, reicht in südlicher Richtung bis an den Sadingg-Kopf, und endet allmählig in der Sohle des Thales am linken Ufer der Möll.

Betrachten wir unser Thal am rechten Ufer des Flusses, der ihm den Namen gibt, so finden wir die Züge desselben von ähnlicher Beschaffenheit. Auch hier entsendet der Großglockner einen Hauptast von Gebirgen gegen Süden, der als westliche Grenze zwischen Kärnten und Tirol bis an den Thonkofel, nahe dem Drauthale sich erstreckt. Der Schneekopf, der rothe Kopf, der Göstnitz- und Flammenkopf, der Seekopf, der Geierbüchl u. v. a. erheben vorzugsweise in ihm ihre Häupter. Vom Thonkofel angefangen, wendet sich eine steile Gebirgskette gerade gegen Osten, begrenzt das Möllthal südlich, und verliert sich, dem Hühnersberge gegenüber, in der Nähe von Sachsenburg.

Eine krumme Linie, vom Großglockner gezogen gegen Osten über die erhabensten Puncte der Tauern bis zum Ankogel; von dort herab über das Säuleck und

den Hühnersberg bis nach Pusarnitz im Süden; und eine zweite vom Glockner abwärts, und gegen Osten über die Kanten des zuletzt genannten Alpenzuges bis hin nach Sachsenburg, gibt uns den äußersten Umfang des Möllthales.

Unendlich groß ist die Zahl der Nebenzweige die von jenem Hauptzuge in die Thalesebene sich senken und mit ihren vielverschlungenen Ausbeugungen jene Menge von Seitenthälern, Gräben und Schluchten bilden, die zwischen ihnen verborgen liegen, und das Möllthal nach allen Seiten hin durchstreifen, so, daß in dem ganzen Gebiete desselben ebener Raum nur spärlich gefunden wird.

Wie unzählbar viele Quellen und Bäche innerhalb der oben angegebenen Grenzen des Möllthales aus dem Schooße der Gebirge auch entspringen mögen, sie alle gehören zum Flußgebiete der Möll, die aus dem Innern des Pasterzengletschers entspringt, Anfangs ihren Lauf gegen Süden nimmt, bei Winklern sich nach Osten wendet, bei Obervellach gegen Südosten ausbeugt, und nach einem Laufe von 15 Stunden zwischen dem Sachsen- und Hühnersberge, bei Möllbrucken, unweit Sachsenburg, sich endlich in die Drau ergießt.

Erfreulich ist der Anblick jener silberklaren Quellen und Bäche, die von beiden Seiten des Thales in schneller Geschäftigkeit der Möll entgegen eilen, um ihren Wasserschatz zu bereichern, nachdem sie früher Alpentriften und Wiesen bewässert, hie und da kleine Kaskaden gebildet haben, oder auf irgend eine Art als wohlthuende Triebkraft den menschlichen Zwecken und Bedürfnissen willig dienstbar gewesen sind. Es ist ein schönes einschmeichelndes Bild des regsten Lebens, und gerne mag der Blick des Beschauers verweilend auf ihm ruhen. Wenn sie aber, plötzlich erzeugt und großgezogen durch Ungewitter und anhaltende Regengüsse, als schreckliche Geburten trotzig-finsterer Gebirge, dumpfbrausend hervorstürzen aus ihren Schluchten, und im Herniederdonnern von ihren Höhen Felsentrümmer mit sich reißen, mit ihren schlammigen Fluthen Bäume entwurzeln, Hütten und Häuser zerstören, mit schonungsloser Wucht jegliche Hoffnung des Menschen vernichten, ja selbst sein Leben gefährden, da möchte das Auge gerne sich abwenden von den Scenen des Jammers, und von den Spuren des Entsetzens, die sie in solchen Momenten als trauriges Denkmal einer gefahrvollen Stunde oft für Jahrhunderte zurückgelassen haben. Mehr als irgend ein anderer Theil von Kärnten ist das Möllthal so furchtbaren Verheerungen durch seine Wildbäche und ihren schauderhaften Wirkungen Preis gegeben, die wir dort allenthalben zerstreut antreffen. Viele derselben hat die langsam schreitende Zeit und der nie ruhende Fleiß der Bewohner theilweise wieder fruchtbar gemacht, und manche Hütte, ja manches Dorf sammt seiner Kirche, stehen daselbst nicht selten auf den verschütteten Trümmern längst verschwundener Wohnungen. Doch jenes grauenerregende Schauspiel erneuert sich im Möllthale fast alljährlich, und der Ort, den wir jetzt als Wiese, Feld oder schattige Aue gesehen, steht in der nächsten Stunde mit Sand- und Steingerölle, kurz mit allen Attributen eines schrankenlosen Elementes hoch überdeckt vor unseren Blicken. Glücklich noch Derjenige, der mit dem Verluste seiner vernichteten Habe nicht auch den seiner theuren Angehörigen zu betrauern hat!

Eine zweite Folge und Erscheinung der phisischen Beschaffenheit des Bodens im Möllthale sind die Erdstürze. Sie entstehen an jenen steilen Abhängen desselben, wo der durch anhaltende Regengüsse aufgelockerte und erweichte Boden auf seiner festen Unterlage sich nicht mehr zu erhalten vermag, oder wo die Wucht der oberen Theile den Widerstand der untern erdrückt und das Ganze aus seinem Gleichgewichte bringt. Im ersteren Falle geschieht es nicht selten, daß große Strecken bewohnten und fruchtbaren Bodens mit allem dem, was auf ihnen sich befindet, sich allmählig in die Tiefe senkten, und dort, wie durch eine Wunderkraft zusammengehalten, oft nicht mehr Wirkungen erzeugten, als die zweifelhafte Lösung der Frage über die dadurch veranlaßte Besitzveränderung; oder sie zerschellen während ihres Niedersinkens in regellose Trümmer, und bedecken verwüstend die tiefer gelegenen Flächen urbar gemachten Erdreiches. Furchtbarer jedoch sind die Zerstörungen, wenn von den höchsten Alpen herab ganze Bergestheile sich lösen, und mit grauenerregendem Donnergetöse im schrecklichen Sturze mit ihren zahllosen Felsentrümmern, Schutt- und Steingerölle vernichtend herniederbrausen in die Sohle des Thales. Da werden Wälder niedergestürzt, die Wohnungen der Menschen verschwinden in einem entsetzlichen Momente spurlos für immer; sie selbst sind ein schauderhaftes Spiel des plötzlichen Aufruhres, unter dessen gräßlichem Tosen sie nicht selten ihr Leben aushauchen. Der traurig Glückliche, den die Wuth des zürnenden Augenblickes verschont gelassen, sieht mit weinenden Augen fruchtlos nach jener Stelle, wo er vielleicht in schuldloser Einfachheit kein anderes Ziel zu erreichen strebte, als in ungestörter Ruhe die Tage seines Daseins vollbringen zu können. Doch, was er vor sich sieht, ist oft nichts anderes, als die wüste Grabesstätte seiner bescheidenen Wünsche, und unter den aufgethürmten Leichensteinen ruhen, nie wiederkehrend, die Hoffnungen seiner Zukunft. Belege dafür wird uns die Wanderung durch das Möllthal bieten. Oefter werden wir Gelegenheit haben, über der Bewunderung des Reizes, in dem die Natur uns hie und da entgegentritt, nicht zu ahnen, daß wir dort, wo die langsam schreitende Zeit und die nimmermüde Hand der Menschen ein lachendes Bild der Gegenwart hingezaubert haben, über den Ruinen eines Gemäldes stehen, was vielleicht vor Jahrhunderten auf gleiche Art den Wanderer entzückt hat, und dessen Linien keine menschliche Macht wieder herzustellen vermag.

Aehnlich in ihren Wirkungen mit den Erdstürzen sind die Schneelawinen. Welcher Freund der Gebirgswelt kennt sie nicht diese tückischen Geburten einer launenhaften Minute, in welcher oft der leiseste Zephir in den nackten Regionen der Alpen ein Schneetheilchen losreißt von der unendlich gedehnten Fläche des Abhanges, und wie dieses dann fortwachsend im Niederrollen, allmählig immer größer und größer wird; Anfangs Sand, Schutt und Steine mit sich führt; in zunehmender Größe und Schwere Bäume entwurzelt, Felsenstücke mit sich reißt, und endlich mit Blitzeseile und Sturmesgewalt zerschellend und verwüstend in dem erschreckten Thalgelände seine Ruhe findet. Wie manche Wohnung ward nicht durch sie zerstört! Wie manches Menschenleben hat durch sie nicht sein Ende gefunden! —

Obgleich die Schneelawinen in der Regel nur dort häufiger zu fürchten sind, wo an den steilen und nackten Bergabhängen ihrer Bildung, ihrem Laufe und ihrem Wachsthume kein Hinderniß sich entgegensetzt, so ist ihr Erscheinen dennoch ein sehr unzuverlässiges. Es läßt sich wohl mit Bestimmtheit angeben, an welcher Stelle Schneelawinen niemals niederstürzen können, aber der Orte, die ihr Entstehen begünstigen, gibt es im Möllthale zu viele, als daß die verständigste Erfahrung in dieser Beziehung vermögend wäre, die Zeit und den Punkt ihrer Wirkungen in Vorhinein bestimmen zu können. Sind sie nicht Kinder des Zufalls? Spotten sie nicht jedem gemessenen Gange der Regel? Unterdessen, so furchtbar, schrecklich und Entsetzen erregend sie zuweilen auch in ihren Wirkungen sich zeigen, eben so wunderbar sind oft die Rettungen aus Todesgefahr, die sie, wie es scheint, unerbittlich bereiten. Der Gang unserer Darstellung wird uns auch dafür die bestätigenden Beweise liefern.

Das Letzte, dessen wir bei unserer kurzen allgemeinen Uebersicht des Möllthales noch zu erwähnen für nöthig erachten, da wir bei unserer zunächst beabsichtigten Wanderung durch dasselbe seinen Einflüssen mehr oder minder unterworfen sind, ist das Klima. Ein Blick auf die Lage des Thales, auf seine Umgebung, auf seine Beschaffenheit und auf die Höhen, die über ihm thronen, und es wird uns ohne weitere Erfahrung von selbst klar einleuchtend, daß hier von einer gleichmäßigen Dauer der Temperatur in den seltensten Fällen die Rede sein könne, und daß oft plötzlicher Wechsel in empfindlichem Grade die natürliche Folge sein müsse. Die Tauern brechen zwar die stürmische Wuth des Nordwindes; aber die Wohlthat, die sie dadurch den tiefer gelegenen Theilen des Thales erzeugen, wird mehrfach wieder geschmälert durch die gegenüberstehende Gebirgsreihe, die den wärmeren belebenden Hauch des Süd- und West-Windes stört, so wie durch die gewaltsame Abkühlung, welche die ohnedieß kalten Nordwinde dadurch erleiden, daß sie über die Schnee- und Eisfelder ziehen müssen, die auf den Tauern verbreitet liegen. Das Klima des Möllthales entbehrt daher jeder vorher bestimmbaren Gleichmäßigkeit, und selbst die kurzen Monate des hohen Sommers, wo in der Tiefe des Thales die Sonne während des Tages nicht selten mit italischer Hitze die Früchte des Bodens zur Reife wärmt und drängt, bringen oft frostige Nächte, gefährlich allem organischen Leben. Der Wanderer durch das Möllthal darf demnach bei dem Eintritte in dasselbe weder durch den reinen klaren Himmel, noch durch den heißen Strahl der Sonne sich täuschen, oder gar vorsichtslos machen lassen, besonders dann nicht, wenn er, wie wir es beabsichtigen, durch die freundlichsten Gefilde desselben, hinauf in die Region der schneebedeckten Alpen und Gletscher seine Schritte lenken, ja, selbst das erhabenste Ziel seiner Wanderung, den Gipfel des Großglockner erklimmen will. In solcher Trennung von dem Gewöhnlichen, in solcher Nähe an dem Außerordentlichen, finden die Regeln der gemächlichen Ebene keine Anwendung. Darum möge er, will er ungestraft im Vollgenuße seiner Empfindungen schwelgen, die eine Reise durch das Möllthal unauslöschlich in seinem Innern erzeugt und zurückläßt, dem Rathe Derjenigen folgen, die zwar dort heimisch vertraut und gewohnt mit den Eigenthümlichkeiten

jener Gegenden sind; aber deßungeachtet eben so bekannt mit den Bedürfnissen und Vorsichtsmaßregeln, die dem Fremdlinge auf diesen Höhen zum Schutze dienen können.

Was wir jedoch bisher von den Eigenschaften des Möllthales im Allgemeinen angeführt haben, sind nur mehr oder minder die Schattenseiten des Gemäldes, welches wir von ihm zu entwerfen beabsichtigen. Soll es ein Bild der Wahrheit werden, so dürfen wir dabei allein nicht stehen bleiben, und dieß um so weniger, je reicher unser Gegenstand an Lichtpuncten ist, die um so heller und glänzender hervortreten und in unsere Augen fallen, je reiner uud empfänglicher der Sinn ist, den wir für die Auffassung mitbringen, und je unbefangener das Gefühl der Gerechtigkeit ist, von dem wir bei ihrer Beurtheilung geleitet wurden. Nicht vorgefaßte Meinung, nicht parteiische Liebe, nicht kränkelnde Empfindelei, noch weniger hyperästhetische Schwärmerei ist es, die uns zu dem Schlusse berechtigt, das Möllthal enthalte innerhalb seiner Grenzen den Inbegriff alles Lieblichen, Schönen, Großen und Erhabenen, was die Natur zu bilden vermag, und was sie hier in den engsten Raum zusammengedrängt hat, während wir es sonst nur allenthalben zerstreut wieder finden. Hingedrängt in den nordwestlichen Winkel Kärnten's, rings von Hochgebirgen eingeschlossen, und nur an seinem Ausgange allein leicht zugänglich, bildet es mit seinen Flüssen und Bächen, mit all' seinen Gräben und Schluchten, See'n und Wasserfällen, mit allen seinen grotesken Felsenmassen und Eisgebilden, gleichsam ein abgeschlossenes, für sich bestehendes Ganze. Der Weg von seinem Eintritte bei der Möllbrücke bis nach Obervellach, ja selbst bis Winklern, läßt durch seine südliche Wärme, durch seine reicheren Fluren, seine üppigen Wiesen, und seine fruchtreichen Obstbäume, durch die zarte Kühlung seiner Auen und Wälder kaum die Ahnung in uns erwachen, daß wir am Fuße jener Höhen wandeln, über denen ewiger Winter starrt. Nur dann, wenn hie und da ein kalter Windhauch unser Haupt berührt, mögen wir erinnert werden, daß wir anderen, als den gewohnten Regionen nahe stehen. Volle Gewißheit jedoch wird uns werden, wenn wir bei Kolbnitz das breitere Thalgelände verlassen, und durch dunkle Bergesschlucht das einsam wilde Thal der Teichel besuchen, oder bei Obervellach aufwärts ziehen in die Gegend der romantisch-stillen Mallnitz, hart am Fuße der Tauern. Dort und hier erwachen andere Gefühle in unserer Brust, und andere Gedanken beleben unsern Geist. Ahnungen dessen, was für uns vorbereitet liegt, beschwingen die Flügel unserer Phantasie. Zurückgekehrt in die Ebene des unteren Möllthales, nehmen beinahe bis Winklern hinauf, außer den Reizen der Natur, die mannigfachen Erscheinungen des gewerbthätigen Lebens unsere Aufmerksamkeit in Anspruch und verbinden uns gleichsam fortdauernd noch geistig mit der Erinnerung an die jüngsten Bilder, die wir vielleicht in der flachen Heimath verlassen haben.

Mit jeder Stunde jedoch, die uns von Winklern weg dem Ursprunge der Möll näher bringt, tritt die complicirte Geschäftigkeit des irdischen Treibens immer tiefer in den Hintergrund; das menschliche Leben zeigt in allen Formen sich einfacher, die Natur drängt mit Allgewalt dem Wanderer in ihren prachtvolleren Bil-

dern sich entgegen, läutert durch magischen Wechsel ihrer Reize seinen Sinn immer mehr und mehr, bis er endlich dort auf der Höhe des Zlapp vor Heiligenblut an der Riesenpforte des erhabenen Tempels steht, dessen innere Räume das lohnende Ziel seiner Wanderung sind.

Von Heiligenblut aufwärts stirbt selbst der Rückblick auf das Verlassene. Die Natur tritt dem Menschen hier in einfach ruhiger Erhabenheit entgegen. Andere Lüfte umwehen seine Stirne, der Himmel ändert seine Farbe, die Sonne verliert ihren Glanz und ihre Glut, der Schatten der Wälder hat ihn verlassen, über nackte Alpentriften schweift sein Blick, nichts, außer seiner Begleitung, mahnt ihn an ein Wesen seiner Art; er wandelt in unbewohnten Regionen. Noch eine kurze Strecke, und vor ihm liegt in ungekannter Form und Größe, das starre Eisfeld des Pasterzengletschers.

Geheimnißvolle Schauer durchrieseln seine Brust bei dem Anblicke dieser Geburt eines tausendjährigen unbelauschten Waltens einer großartigen Natur. Staunend blickt er hin zu ihr, sieht die undeutliche von ihr sich gemachte Vorstellung nun zur vollen Gewißheit verwirklicht, und erkennt in sprachloser Bewunderung die Wahrheit dessen, was uns Heinrich Tschokke in seinen klassischen Stellen der Schweiz unübertrefflich schön von den Gletschern sagt: „Hier waltet Todesstille. Dann und wann wird sie nur vom Wiederhalle fernen Lawinen-Donners, oder von einem schneidenden Windzuge gestört, der zwischen dem Geklüft der Felsen seufzt. Je höher man in die breiten Schneegefilde hinaufsteigt, die kein Sommer hinwegthau't, je ernster wird das Gemüth dessen, der hier allein noch in der unermeßlichen Einsamkeit zu athmen wagt. Man ist rings von den Schrecken einer ungeheuren Zerstörung belagert. Da scheint nie Leben gelächelt zu haben. Man steht auf den Ruinen einer Welt. Der stumme Tod hat da seinen Thron. Unter ihm breitet sich das weiße Leichentuch der Natur über Alles aus. Wo es der Sturm aber stellenweis zerrissen hat, liegt das Gerippe und schwarze Felsengebein des Erdball's entblößt. Die starren Gipfel, Firsten und Zinken des Gebirges, welche in seltsamen Gebilden umherstehen, gleichen riesigen Grabmalen. Nirgends Bewegung über dem Weltleichnam. Nur eine Wolke schleicht am Himmel, und zieht über die Eiswüsten einen fahlen Schatten nach."

„Kein anderes Schauspiel erzeugt in solchem Maße das Gefühl grauenvoller Erhabenheit, etwa noch das Weltmeer im Kriege mit dem Orkan. Dieß spiegelt uns noch Leben, aber das Entsetzliche des Lebens ab. Doch in den Einöden des ewigen Eises über den Wolken, wo kein Halm vom Felsen nickt, wo nichts laut ist, als der eigene Pulsschlag, wo im Anblick allgemeiner Vernichtung uns das Gefühl eigener Vernichtung überwältigt, da tritt uns der Weltentod in entsetzlicher Majestät entgegen."

Und so beschaffen ist das Bild des Gletschers, der im riesenmäßigen Kranze den Fuß des Großglockners umgibt, der aus ihm mit seinem Gipfel noch um 5000 Fuß höher steigt in den Aetherraum. Wo ist die Sprache, die uns die Unermeßlichkeit der Fernsicht schilderte, die er bietet? die das unendliche Chaos von

Gebirgen und Flächen zu ordnen vermöchte, die von seiner Höhe, dem Auge unfaßlich, sich darstellt? Wo ist die Stärke des Geistes, die uns die Fülle der Empfindungen, die dort unsere Brust bestürmen, zum Bewußtsein der klarsten Erkenntniß brächte?

Charakteristik der Bewohner.

Jahrtausende sind vorübergegangen; Habgier und Eroberungssucht haben Völker auf Völker wechselseitig aus diesen Gegenden verdrängt, und ein buntes Gemälde ihres Seins und Vergehens stellt die vorangegangene Geschichte der Vorzeit unseren Blicken dar. Selbst nachdem die Stürme ausgetobt, Glaube und Recht bleibend sich geordnet hatten, blieb deßungeachtet Kärnten zerstückt in mehrere Theile, die eben so vielen Fürsten gehorchten; die zweite Hälfte des 5. Jahrhundertes kam, und mit ihm senkte sich die Palme des Friedens für immer über die abgeschiedenen Fluren des Möllthales. Ein Glied der Kette in dem wohlgeordneten Staate, dessen Segnungen er genießt, wenn auch die Natur ihren Umfang schmälert, hat der Bewohner desselben aufgehört, ein Gegenstand politischer Bedeutung zu sein. Darum ist die Geschichte seines Lebens in den letzten vier Jahrhunderten bis herab zur Gegenwart, nichts anderes, als die Darstellung desselben in geistiger und materieller Beziehung; und zwar jene in Hinsicht auf seine Religion, auf seinen Charakter, seine Sitten und Gebräuche; diese im Verhältnisse zur Natur, die ihn umgibt, zu dem Boden, den er bearbeitet, und endlich zu der Wechselwirkung, in welcher er zur Außenwelt steht.

Wir fassen hier nur den ersten, nämlich seine geistige Beschaffenheit, nach ihren mannigfachen Erscheinungen näher in's Auge.

Tief begründet im Innersten unserer Seele ruht die Liebe zum Vaterlande. Sie ist ein wohlthätiges, unvertilgbares Geschenk des Himmels, und unglücklich Derjenige, der einsam steht im weiten Rund der Erde in eitler Selbstgenügsamkeit. Wunderbar sind oft ihre Aeußerungen.

Betrachten wir den Möllthaler von diesem Gesichtspunkte, so finden wir ihn zurückgekehrt zu der Einfachheit der Natur, und durch alle Bande der Gewohnheit und der Liebe innigst vertraut und festgekettet an den Boden, dem er angehört. Wie die Mutter das Kind mit erhöhter Liebe umfaßt, das ihr doppelte Schmerzen erzeugt hat, eben so auch scheint der Schweiß, der dem Möllthaler bei der Bearbeitung desselben von der Stirne träuft, die Liebe zu befruchten, und dreifach groß zu ziehen, die an ihn unwandelbar ihn kettet. Das Wehen der reinen Lüfte, die er athmet; die Klarheit der stärkenden Quellen, die ihn erquicken; selbst die Schauder und Gefahren, die er fürchten muß; Alles, Alles fesselt ihn unzertrennlich an die kurze Scholle der Erde, auf der er steht; denn er fühlt sich frei — ohne weiterem Begehr. Ferngestellt den Behaglichkeiten des bequemeren Lebens, strebt er nicht nach ihnen, denn er kennt sie nicht; die Erinnerung an die Geschichte seiner Vorzeit lebt nur dunkel in seinem Geiste, und selbst der aufmerksame Beobachter ent-

deckt nur in Spuren der Sprache und in gebrochenen Denkmälern die Begründung ihrer Wahrheit; so wie er in den fortlebenden Sagen und dem Aberglauben des Volkes die ewig gleiche Wirkung der Zauber und der Schrecknisse sieht, die vom Anbeginn den Sohn der Gebirgswelt erfreuen und umlagern. Seiner oft unbewußt, übt die Allgewalt der Schöpfung, die in seltener Form und in majestätischer Größe vor ihm steht, ihre Macht auf ihn aus. Was die Verkehrtheit unserer Begriffe, die Entartung unserer Gefühle auf immer Gleichgültiges, Lächerliches und selbst Tadelnswerthes in ihr finden möge: dem reinen Verstande, dem unverdorbenen Herzen des Menschen ist und bleibt der Alpenbewohner fortdauernd ein Gegenstand des höchsten Interesse!

Die erste, die wichtigste und einflußreichste Beziehung ist jene zu Gott, unser Hinblick auf Jenseits, kurz unser Glaube. Die Geschichte der Vorzeit hat uns bei den Bewohner der Tauern durch alle Stufenleitern der Verirrungen geführt, in die der Mensch in religiöser Hinsicht nothwendig verfallen mußte, so lange das Licht der göttlichen Christus-Lehre noch nicht angezündet, so lange die strahlende Flamme derselben die Finsterniß des Erdballs noch nicht erleuchtet hatte. Ihre Lehren ertönten, ihre Wahrheit drang in die Brust der Menschen, und noch waren nicht volle zwei Jahrhunderte ihres Bestehens vergangen, und schon sanken auch in den Tauern die Götzenbilder der Vorwelt von den Altären der Alpen, auf die der thörichte Wahn ihrer Diener sie gestellt hatte.

Die Saat war ausgestreut, fand in dem gläubigen Sinne der Völker ihr Gedeihen und gedieh im Laufe der Jahrhunderte, trotz allem Wiederstande, der sich ihr mannigfach entgegenstellte, zur reifsten Frucht. Mehr als tausend Jahre blühte sie auch in jenen heimathlichen Thälern unangetastet fort; da kam die Reformation, und mit ihr begann nicht nur für das Möllthal, sondern für das ganze Hochland der Tauern jene verhängnißvolle Epoche, die, von anderweitigen Ursachen begleitet, ihre verderblichen Wirkungen nachhaltig beinahe bis in die Gegenwart verbreitete. „Die in Deutschland schon lange gährenden *), und durch die Buchdruckerkunst allgemein verbreiteten Ideen über Religion und Gewissensfreiheit, wurden durch den lebhaften Handelszug gegen Salzburg auch gegen unsere Tauern her verbreitet, insbesondere aber durch Schrift und durch mündliche Lehre, von so vielen dahin kommenden deutschen Handelsleuten, sächsischen und fränkischen Bergmännern, unter alle an den ausgezeichneten Bergbauten jener Gebirge theilnehmenden Gemeinden und Arbeiter gebracht, und fanden schnellen Eingang. Die materiellen Interessen, abhängig gemacht von dem ungestörten Betriebe des damals reichen Bergbaues, ließen die Folge der Strenge befürchten, und darum geschah es, daß man die zwar stille, aber stets weitere Ausdehnung der neuen Lehre mit nachsichtiger Milde beobachtete und behandelte, besonders die Gewerken und die Bergleute in den Tauern. Doch schon in den Jahren 1586 — 1587 trat Erzbischof Georg von Khuenberg zuerst als thätiger Gegner auf, und im Jahre 1588 erschien

*) Siehe Muchar: „Das Thal und Warmbad Gastein", Seite 83.

unter seinem Nachfolger, Wolf Dietrich von Reitenau, jenes strenge, allgemeine Religionsedikt, vermöge welchem Alle, ohne Ausnahme, die offenkundig der römisch-katholischen Kirche nicht zugethan waren, alsogleich die Stadt und das Land Salzburg verlassen mußten." Den bei dem Bergbaue lebenden Anhängern Luthers wurde (1591) zwar bewilligt, daß sie, wenn sie sich ruhig und gehorsam verhalten, bei ihren Arbeiten und Bauten, so wie bei ihrem Glauben unbeirrt gelassen werden sollten; aber dieses Mandat, dem der Erzbischof durch wirkliche That Nachdruck geben ließ, wirkte dennoch sehr erschütternd für das ganze Bergbau- und Handelswesen in den Tauern, und somit auch im Möllthale. Unterdessen, welchen wichtigen Einfluß man demselben hie und da in dieser Hinsicht auch immer zuschreiben möge, wir werden nachfolgend Gelegenheit haben, darzuthun, daß das Gewicht, welches man ihm beilegte, ein zu großes war, und daß die Ursachen der späteren Wirkungen in ganz anderen Verhältnissen zu suchen seien. Die Thatsache aber ist gewiß, daß die protestantische Gemeinde im Möllthale kaum hundert Jahre ihres Bestehens zählte.

Seit der Mitte des 17. Jahrhundertes ist nun der Möllthaler ohne Ausnahme der eifrigste Katholik, mit wahren, religiösen Gefühlen. Ein unverdorbener Zögling der Natur, ist er einfach in seinen Begriffen, und abhold allen Speculationen und dem Gezänke über das Unbegreifliche; ja, seine Abneigung gegen den Protestantismus so entschieden, daß Proselytenmacherei und Einwanderunsversuche von andern Religionsgenossen hier keinen Erfolg hatten. Er hält auf Tugend und Frömmigkeit, wohnt gerne und häufig den gottesdienstlichen Verrichtungen bei, und eilt seinen Kirchen oft von den entferntesten Alpenhäusern und bei der gefahrvollsten Witterung im gläubigen Vertrauen regelmäßig entgegen.

Selbst in seinem Hause übt er seine religiösen Pflichten im Kreise seiner ganzen Genossenschaft beinahe zweimal täglich, kurz, es spricht sich sein christlicher Sinn stärker, als irgend anderswo aus.

Im Einklange mit den eben angeführten Ansichten über die Religionsbegriffe des Möllthaler, steht auch sein Charakter im Allgemeinen. Nicht beirrt durch den Anblick des verfeinerten Lebensgenusses der großen Welt ist er bescheiden und genügsam, offen und redlich in Wort und That. Ein treuer Sohn seiner Voråltern, trägt er in Form und Stoff unverändert ihre Kleidung; weit entfernt von Aufwand und Kostspieligkeit in derselben. Sein Festtagsschmuck sind: niedere Riemenschuhe, weißwollene Strümpfe, in welche die Bäuerin schöne Rosen zu stricken versteht, kurze Loden-Hosen, das Knie entblößt, ein sogenanntes Leibl von Loden oder Kanevaß, und einen weißen oder grauen (im Großkirchheim'schen braunen) Rock, ebenfalls von Loden, und einen schwarzen oder grauen, proportionirt geformten Filzhut, der jedoch über Stall hinaus fast durchaus schon die Gestalt und Farbe der, im nachbarlichen Tirol und Salzburg üblichen Kopfbedeckung annimmt. Das weibliche Geschlecht hat einen langen Rock von dunkelbrauner oder dunkelgrüner Farbe mit sehr vielen Falten, ein derlei Korsett beides aus Raß oder gedruckter Leinwand verfertigt. Kopf- und Busenbedeckung sind verschieden. Im Bezirke Stall trägt die Bäuerin

selten eine Haube, sondern sie bedeckt das Haar, in zwei Zöpfe geflochten und aufgebunden, mit einem niedrigen, oder einem spitzen Hute.

Die Noth lehrte die Bewohner des Möllthales ihre Bedürfnisse größtentheils ohne fremde Beihilfe befriedigen. Es sind zwar hier, wie überall, die meisten nothwendigen Handwerker; aber mehrere derselben Vielen ganz entbehrlich. Sie gärben ihr Leder selbst, verfertigen Stricke, ja auch Seile zu ihren Arbeiten; sie weben ihren Loden selbst, wie ihre Woll- und Leinenzeuge zu ihrer Bekleidung; verstehen sich auf Wagner-, Zimmermann- und Drechsler-Arbeit, und die Weiber verfertigen sich ihre Kleidungsstücke häufig selbst, mit Ausnahme ihrer Kopf- und Brustbedeckung, die sie zuweilen von fremden Erzeugnissen wählen, und stehen überhaupt in der Kenntniß von einer großen Zahl von ökonomischen Vortheilen.

Eine nicht geringe Zahl von Webern wandert alljährlich im Frühjahre über die Tauern in's Salzburgische aus. Sie verdienen sich dort einige Gulden, und kehren im Sommer mit diesem kleinen, für die Dauer des ganzen Jahres oft einzigen Gelderwerb nach Hause zurück, um sich damit Bedürfnisse beizuschaffen, die nur durch bares Geld bestritten werden können. Eben so verlassen im Frühlinge auch viele Weiber das Möllthal, und begeben sich nach Salzburg, um dort durch Jäten, Reinigen der Felder vom Unkraut, oder zur Sommerszeit durch das sogenannte Schoberschneiden einige Barschaft zu erwerben.

An Blumen tragen die Möllthaler viel Vergnügen, und im Frühlinge erscheint fast Jedermann am Busen oder Hute mit Garten- oder Alpenblumen geschmückt, beim Gottesdienste. Die jungen, ledigen Mannspersonen bilden sich noch überdieß viel darauf ein, ihre Hüte mit langen, krummen, oder sonst seltenen Federn vom zahmen oder wilden Geflügel aufzuputzen.

Bei allen großen Beschwerden seiner Berufsgeschäfte genügsam, und bei Weitem nicht so gut gehalten, als dieß in den meisten Theilen Kärntens geschieht, sucht und liebt man daher die Möllthaler als Dienstboten auch in der Ferne.

Durch die Einwanderung und Seßhaftmachung der Slaven verschwanden die meisten alten Benennungen der Orte, wie sie selbst der Verwüstung erlagen. Nur Berge und Flüsse behielten noch hie und da die celtisch-germanischen Namen. Die Namen Vellach, Semsbach, Flattach, Kolbnitz, Sagritz, Mörtschach, Dellach u. a. m. sind so gewiß slavischen Ursprungs, als Mühldorf, Winklern, Teuchel, Stallhofen, Falkenstein, Stall 2c. deutsch sind.

Obgleich nun gegenwärtig die sämmtlichen Einwohner des Möllthales der deutschen Mundart angehören, so herrschen hier doch verschiedene Dialekte, wird in mehreren Gegenden, z. B. in Malnitz und Heiligenblut sehr rauh, und fast bellend gesprochen, und viele Laute derselben sind zu eigenthümlichen Möllthaler-Ausdrücken geworden.

Ein freies, abgeschlossenes Gebirgsvolk hat auch seine eigenthümlichen Sitten und Gebräuche. So auch das Möllthal. Dahin gehören:

1. Das Eiersammeln. Am späten Abende der Ostertage versammeln sich 10 bis 12 junge Burschen, und ziehen unter Gesängen und Schwänken oft

durch mehrere Ortschaften von Haus zu Haus. Sie werden überall gefällig aufgenommen, und mit Speisen und Branntwein bewirthet. Wenn die Hausleute schon zur Ruhe gegangen sind, verüben sie auch muthwillige Streiche. So z. B. lassen sie hie und da das Vieh aus den Ställen, das dann in der Nacht zu brüllen anfängt; oder sie machen in der Küche ein Feuer und stellen Wasser-gefüllte Töpfe dazu; oder sie verschleppen Hausgeräthe in weite Entfernung, oder verwechseln dieselben, gewöhnlich jedoch immer im Einverständnisse des einen oder des andern Hausgenossen. Und dieß Alles, um rothgefärbte Eier zu erhalten, die man für die muthwilligen Sammler, da man diese Gewohnheit, als eine alterthümliche Sitte, hier sehr in Ehren hält, gerne vorbereitet hält.

2. Das Perchtjagen. Am Sylvester-Abende und am Abende vor dem Dreikönigstage vermummen sich die jungen Mannspersonen, ziehen schlechte, zerrissene, zottige Weibskleider an, wie sie deren nur immer habhaft werden können, und entstellen sich überhaupt in eine recht häßliche Figur. Als solche laufen sie von Haus zu Haus, schreien, knurren, poltern und brüllen, nehmen Glocken, Besen, Ketten ꝛc. mit, und beabsichtigen dabei, den Bewohnern Furcht und Schrecken einzujagen, bis sie durch Geschenke, bestehend in Brot, Käse, Speck und Branntwein u. s. w. beschwichtigt und abgefertigt werden. Die so verunstaltete Weibsperson heißt nun dort die Percht, und es steht gegründet zu vermuthen, daß sie ihren Ursprung aus den römischen Bachanalien herleite, die gewöhnlich durch ein sinnloses altes Weib vorgestellt wurde. Selbst die Ableitung ihres Namens von pertica, Stab, Rebe, oder von der Göttin Pertunda spricht dafür.

3. Das Valisführen. Diese Sitte des Thales kömmt bei Hochzeiten vor, deren Schilderung vorangehen muß.

Die Werbung einer Braut geschieht durch zwei Abgeordnete des Bräutigams, die in jedem Falle für ihr Geschäft mit Speisen und Branntwein bewirthet werden müssen. Findet der Bräutigam mit seinem Antrage Gehör, so wird die Zusammenkunft beider Partheien, zum Behufe der nöthigen wechselseitigen Verabredung, bestimmt und gehalten. Der Ehevertrag wird geschlossen, und der Tag: „zum Pfarrhof gehen" (wie sie die Hochzeitsaufnahme nennen), so wie jener der Hochzeit, und die weiteren damit in Verbindung stehenden Puncte festgesetzt. Diese Unterredung heißt der Handschlag. Nach dieser Aufnahme im Pfarrhofe empfangen die Beistände Blumen und Tücheln, und die Braut windet sich um ihren Hut eine Schnur von rosenrother Farbe. Von diesem Augenblicke angefangen, bis zur Copulation, darf sie nicht mehr allein gelassen werden, sondern wird auf allen ihren Wegen von einem Wächter begleitet, weil nach der Volksmeinung den Bräuten allerlei Uebel zu begegnen pflegen.

Die Einladung zur Hochzeit geschieht in zwei Parthien. Der Bräutigam verrichtet dieses Geschäft bei seinen, die Braut bei ihren Angehörigen. Beide in Gesellschaft von Zeugen. Der Hochzeits-Lader muß mit einem Degen, den er statt des Stockes in der Hand trägt, bewaffnet und mit Blumen geziert sein, und die Einladung in einer förmlichen Rede, oft sogar in Versen, mit aller Ernsthaftigkeit

vorgetragen werden. Fast überall werden sie, wo ihr Geschäft sie hinführt, meistens mit Branntwein bewirthet.

Die kirchliche Einsegnung, zu der man unter Jauchzen und Schießen in guter Ordnung mit Musik zieht, wird beinahe ohne Ausnahme Montags Vormittag nach einer abgesungenen Messe gefeiert. Am vorhergehenden Sonntags-Abende versammeln sich die Angehörigen und Nachbarn der Braut in ihrer Wohnung. Hier wird gegessen, getrunken, getanzt und dann der Valis weggeführt. Dieser ist nun nichts anderes, als der meistens neue und bunt bemalte, mit Wäsche und Kleidung so gut als möglich ausgestattete Brautkasten. Derselbe wird von zehn und oft noch mehr Burschen unter Gesang, Jauchzen und mancherlei Kurzweil aus dem Hause auf den bereit stehenden Wagen geschleppt, und zu oberst von der Mutter oder Hausfrau der Braut ein neues Spinnrad, mit Rocken und Flachs versehen, mittelst eines rothen Bandes befestigt, und in das Haus des Bräutigams geführt.

Der Zug beginnt, vom Jubel, Lärmen und Schießen der Burschen angekündigt, und gelangt bis zur Klause. Diese ist eine Wegsperre für den Wagen, auf dem sich der Valis befindet, und besteht in zwei starkästigen Fichtenbäumen, deren Gipfel zusammengebunden sind, und gleichsam einen grünen Bogen über den Weg bilden. Die Oeffnung desselben wird mit Teppichen und mit Tüchern bedeckt und verziert. Im Vordergrunde steht ein Tisch und an demselben sitzt — der Hauptmann des Kaisers in Uniform. Er trägt einen großen, dreigestülpten Hut, auf demselben einen Federbusch, und ist mit einem alten Musketiersäbel bewaffnet. Die ganze Umgebung ist gedrängt voll von Menschen, oft aus stundenweiter Nachbarschaft, da dieser Akt hier großes Interesse erregt. Zuerst kömmt die Perchtl, und kehrt den Platz rein, auf dem der Kampf mit Worten vor sich zu gehen hat. Ein Valisführer weckt den schlummernden Hauptmann, und verlangt von ihm die Oeffnung des Weges, und den Durchzug mit dem Schatze der Braut. Der trotzige Hauptmann widersetzt sich, dieß zu thun, und erklärt, daß er die Ausfuhr ihres Gutes an diesem Orte nicht bewilligen dürfe. Der ganze Wortstreit ist in Knittelversen abgefaßt, und dauert fast eine Stunde. Endlich endet er mit der Entrichtung einer Mauthgebühr an den Klausenwächter, wornach die Courtine derselben dem Durchzuge geöffnet wird.

Am Hochzeitstage versammeln sich die vom Bräutigam geladenen Gäste bei ihm, jene der Braut aber in ihrer Wohnung. Sie werden mit Musik empfangen, und mit einem Frühstücke, bestehend in drei bis vier Speisen, bedient. Vor dem Zuge in die Kirche tritt der Ladmann im Namen der Braut an einem geräumigen Orte, und im Beisein aller Hochzeitsgäste, der Verlobten und der Verwandten derselben, zu den Eltern der Braut, und leistet ihnen in einer Rede für alle ihnen von der Braut seit ihrer Geburt zugefügten Beleidigungen geziemende Abbitte. Um Verzeihung zu erhalten, wirft die Braut sich zu den Füssen der Eltern, und küßt ihnen die Hände. Die Eltern erheben betend die ihrigen, und segnen das von ihnen nun scheidende Kind. Diese an sich rührende Scene ver-

ursacht bei allen Anwesenden ein lautes Weinen und Schluchzen; die Mutter küßt ihre Tochter noch einmal, und diese verläßt dann mit dem ganzen Hochzeitszuge das elterliche Haus. Wohnen beide Verlobte an einem und demselben Orte, so werden alle Hochzeitsgäste von ihren Wohnungen mit Musik zum gemeinschaftlichen Versammlungsorte abgeholt. Der Brautführer hat nach der kirchlichen Verbindung die Verpflichtung auf sich, allen anwesenden Gästen, wenn deren auch noch so viele wären, in der Kirche von dem gesegneten Weine darum zu credenzen, daß von jedem derselben auf das Wohlergehen der Neuvermählten getrunken werde. Von der Kirche zum Hochzeitsmahle begleitet abermals Musik den Zug, und vor dem Beginne desselben wird getanzt.

Das Mahl selbst besteht aus beinahe immer gleichen Speisen, und die Gäste werden nach der Anzahl der Tische (12 Personen für einen Tisch) gezählt. Daher sagt man nie, es waren 120 Hochzeitgäste, sondern es waren 10 Tische. Diese unterscheiden sich in Bier- und Weintische. Was von Speisen aufgetragen wird, wird bei jedem Tische in 12 gleiche Theile getheilt, und jeder Gast legt das Seinige auf seinen Teller. Allein davon wird, außer den Brühen, fast nichts genossen, sondern der gefüllte Teller in ein Tuch gelegt, und nach Hause getragen. Das sogenannte, an andern Orten Kärntens sehr übliche Brautstehlen, kömmt hier höchst selten vor.

Die Neuvermählten verfügen sich bald nach Tische, von der Musik begleitet, nach Hause. Da wird der Braut, als einer fremden Person, der Eintritt versagt, und erst nach geschehener Erklärung von Seite ihrer Begleiter, wer sie sei, wird ihr durch Ueberreichung eines Schlüssels, oder einer Thürschnalle, das Recht eingeräumt, hier als nunmehrige Hausfrau zu schalten.

Wanderung durch das Thal.

Möllbrücken.

Wir führen unsere Leser an den Ausgangspunct des Möllthales, nämlich dorthin, wo zwischen dem Sachsenberge und dem Ausläufer des Hühnerberges in der Ebene des Lurnfeldes unweit Sachsenburg, nach einem Lauf von ungefähr 15 Stunden die Möll mit den Fluthen der Drau sich verbindet. Eine kleine Strecke vor ihrer Vereinigung steht am Fuße des Sachsenberges das Dörfchen Möllbrücken; eine kleine Gruppe von Häusern, wahrscheinlich so genannt von der Brücke, die hier auf das jenseitige linke Ufer der Möll führt.

Schöner hätte die Natur auf den Schauplatz ihrer Herrlichkeiten, die im Hintergrunde des Möllthales verborgen liegen, nicht vorbereiten, nirgends eine würdigere Weihe für die Genüsse desselben spenden können, als hier. Rechts und links heben aus der ziemlich breiten Sohle des Thales waldbedeckte Berge, die von dem Kreutzeck und der bösen Nase niedersenken, sich empor, und bilden mit ihren Nachbarbergen in fortlaufender Kette jenen Theil des unteren Möllthales, dessen gerade Länge bis Obervellach reicht. Ungefähr in der Hälfte des Weges dahin ragt am rechten Ufer der Möll, in der Mitte des Thales, als vorgeschobene Pyramide der Gipfel des Danielberges hervor, hellstrahlend mit seinem Kirchlein auf luftiger Höhe. Ueber ihm starren im Hintergrunde, als majestätische Schlußdecorationen die Felsen der Lonza, und weiter hin gegen Norden der Tauern der Malnitz in die Lüfte. Den nächsten Vordergrund des Gemäldes ziert ein buntes Gemisch von Schlössern, Kirchen und Dörfern, die theils in der Ebene, theils auf sanften Hügeln, in der schattigen Kühlung ihrer überragenden Wälder und Berge malerisch zerstreut umher liegen. So sehen wir dort die bedeutungsvolle St. Magdalenen-kapelle mit ihren drei ehrwürdigen, heilig geachteten Linden; tiefer gegen Südosten St. Peter im Holze, ein christliches Erinnerungsdenkmal an altergraue Zeiten; näher gestellt unserem Standpunkte das freundliche Schloß Litzlhof; unfern davon das sonnig gelegene Pfarrdorf Pusarnitz und weiter hin die Dörfer Premmersdorf, Rappersdorf, Pattendorf, Mühldorf, nebst mehreren andern Gegenständen der anmuthigsten Betrachtung.

Leider wird der Genuß derselben zum Theile beeinträchtiget durch den Blick auf unsere nächste Umgebung an der Brücke, auf der wir stehen. Die Möll, dieses kräftige Kind der Gletscher, trägt, wenn Gießbäche sie anschwellen, ihre entsetzlichen

Verwüstungen, mit denen sie durch das ganze Möllthal ihren schrecklichen Lauf zuweilen bezeichnet, oft bis an die Grenze ihres eigenen Daseins, setzt die Gegend um Möllbrücken viele Schuh hoch unter Wasser, und erzeugt durch ihre reißende Wuth bei den Bewohnern dieses und der benachbarten Oerter durch mehrere Tage Angst und Zittern.

Ungleich interessanter jedoch, als diese Zeugen drohenden Unglückes, die wir gern der Vergessenheit anheim fallen sehen, ist der Anblick jenes Wirthshauses, welches bei Möllbrücken an der rechten Seite des Weges in das Möllthal steht, und dessen schönste Trophäen die Kugelnarben bleiben, mit denen seine Wände seit dem Befreiungskampfe des Jahres 1809 bedeckt wurden. Der gerechte Stolz der Vaterlandsliebe hat sie bis in unsere Tage unangetastet gelassen, und ihr Zeugniß vieler heldenmüthiger Stunden höher geachtet, als den vergänglichen Schmuck einer schön getünchten Mauer. Sollten aber auch sie dem Lose alles Irdischen verfallen, die That, die sie jetzt beweisen, steht mit unauslöschlichen Zügen in dem Buche der vaterländischen Geschichte aufgezeichnet, und bleibt auf diese Art dem Andenken der Nachkommen gerettet.

Eine gedrängte Darstellung jener Begebenheiten kann nicht außer dem Bereiche unseres Werkes liegen.

Der Waffenstillstand von Znaim hatte bereits am 1. August 1809 die nahe Veste Sachsenburg den Franzosen übergeben. Die Tiroler, allen Nachrichten dießfalls mißtrauend, waren in fortdauernd heftiger Gährung, suchten ihr Land nach allen Seiten hin durch vorgesandte Abtheilungen zu decken, und sandten eine derselben selbst bis in die Gegend von Flattach im Möllthale. Friedfertig in ihren Absichten, hielt die französische Besatzung in Sachsenburg im Ganzen sich ruhig, und nur eine Executions-Mannschaft von 12 Köpfen, welche in Obervellach die der Herrschaft Oberfalkenstein und der Kupfergewerkschaft Fragant auferlegte starke Contribution eintreiben sollte, betrat das Möllthal. Nach einem Aufenthalte von 8 Tagen blieben beim Abzuge noch zwei Mann zurück, um die noch ausständige Executionsgebühr zu übernehmen. Aber eben diese zwei Mann waren die Veranlassung der nachfolgenden gewaltsamen Ereignisse. Die Tiroler, von der Anwesenheit dieser beiden Franzosen in Obervellach in Kenntniß gesetzt, überfielen sie, und nahmen sie gefangen. Der Commandant von Sachsenburg, darin eine Verrätherei der Obervellacher-Marktgemeinde erblickend, entschloß sich, diesen Ort durch Plünderung zu züchtigen. Seine Vorbereitungen verriethen auch den Ernst seiner laut ausgesprochenen Drohungen. Am 6. Oktober Abends brachten Warnungsboten aus Sachsenburg diese Hiobspost nach Obervellach.

Unterdessen, so groß auch Anfangs der Schrecken, eben so schnell war auch der Entschluß gefaßt, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Die nachbarlichen Tiroler theilten die gleichen Gesinnungen und trugen das Meiste dazu bei. Die Kunde vom Anmarsche des Feindes, und die Aufforderung zum gemeinsamen Widerstande durchflogen das Thal von einem Ende zum andern. Furchtbar ertönte die Sturmglocke in allen Kirchenthürmen bis hinauf in die Gipfel der Alpen. Schon in der

Nacht vom 7. auf den 8. Oktober rückte das Freicorps des Oberstlieutenants Baron von Luxheim (aus ungefähr 300 selbst ranzionirten Soldaten und einigen Vorarlberger Studenten bestehend) mit den Schützencompagnien Halbfutter, Augschell und Pfaundler, unter Anführer des Tiroler-Schützen-Major, Johann Türk, als Leiter des Ganzen, mithin eine vereinigte Mannschaft sammt dem Landsturme von beinahe 2000 Mann, gegen Sachsenburg vor. Die Avantgarde, geführt von dem damaligen Gerichtsdiener zu Obervellach, und nun Landsturmhauptmann Zarer, trug mehrere Joche der Möllbrücke ab, und die Mannschaft stellte sich zum Theile bei dem oben bezeichneten Wirthshause daselbst, zur größeren Hälfte aber auf dem gegen die Veste abfallenden Sachsenberge auf.

Unerwartet war dieser Besuch den Feinden. Ihr Vorhaben, sowohl bei der Möllbrücke, als auch am Sachsenberge hervorzubrechen, wurde durch zwei volle Tage blutig zurückgewiesen. Um sich einerseits gegen das Heranrücken eines feindlichen Entsatzes in der Flanke zu decken, anderseits sich mit dem Aufgebote des oberen Drauthales, der Gegend von Gmünd, Millstatt und der Reichenau verstärken zu können, wurde beschlossen, sich der Uebergänge über die Drau zu versichern. Von allen Seiten strömten Bewaffnete herbei, und die Stärke des sämmtlichen um Sachsenburg vertheilten Landsturmes wuchs auf 3600 Mann.

Diese schnellen und kräftigen Anstalten hatten zunächst den Erfolg, daß ein feindlicher General mit zwei Bataillons Spittal räumte. Selbst die starke Besatzung von Sachsenburg, die durch ihre früheren offensiven Bewegungen einen guten Theil ihrer Mannschaft verloren hatte, hielt es nun für räthlich, sich auf die Vertheidigung der Veste und der vorgelegten Schanzen zu beschränken. Dadurch war der Landsturm bereits am 14. Oktober im Stande, über die in der Eile hergestellte Möllbrücke gehen, und die Veste einschließen zu können, obwohl man jetzt nur vier Halbpfünder Gebirgskanonen zum Gebrauche hatte.

Schon in den bisherigen Gefechten hatte Hauptmann Augschell den Tod gefunden, und gegen 50 Mann wurden verwundet. Der am 21. Oktober von 200 Mann des Oberfalkensteiner Landsturmes versuchte Angriff auf die Veste, blieb trotz aller kühnen Todesverachtung dennoch erfolglos.

Mittlerweile verbreitete sich die Kunde von dem abgeschlossenen Frieden, und Abgesandte von Villach brachten die Aufforderung zur Einstellung der Feindseligkeiten. Doch vergebens! Man traute dem Feinde nicht, und der Kampf erglühte von Neuem, besonders dann, als ein bedeutender Pulvertransport mitten durch die Feinde von Himmelberg einlangte, und zugleich die Nachricht von dem Anzuge des Kapuziners P. Joachim Haspinger (insgemein „Rothbart" genannt) ankam. Dieser, von Franzosen und Baiern hart gedrängt, zog sich aus dem Salzburgischen über die Tauern nach Gmünd, und suchte, verstärkt durch das Gmündner- und Katschthaler-Aufgebot, mit den Landleuten um Sachsenburg sich zu vereinigen. Vergeblich war der Kampf am Fratres und um Liserhofen am 26. Oktober. Der Kapuziner erreichte (zwar nicht ohne harten Verlust) seinen Zweck, zog sich aber sogleich mit seinen Landsleuten durch das Möllthal nach Tirol.

Der Landsturm, außer Stande, der feindlichen Hauptmacht zu widerstehen, löste sich auf, und der Feind sparte seine furchtbare Drohung und Rache für Tirol, sich begnügend, den Möllthalern durch ein abgeschicktes Commando von 1000 Mann die Waffen abzunehmen.

Mühldorf.

Der freundliche Pfarrort Mühldorf, unfern der Möllbrücke liegt an der Mündung des gleichnamigen Baches, der nördlich von den Höhen des Richenthörl durch eine enge Thalschlucht hervorstürzt. In ihren oberen Theilen ausgebreiteter, ist es jenes Seitenthal, von scharfen Gebirgskanten umschlossen, aus denen der Schoberspitz jenes Richenthörl und der Gipfel „auf der Leyer" genannt, besonders hervorragen. Im Hintergrunde desselben ruhen zwischen Steingerölle, der Mühldorfer-Alpe gegenüber, in luftiger Höhe zwei kleine Seen.

Seit dem Jahre 1788 hat Mühldorf seinen eigenen Pfarrer und eine Schule. Vor der Josefinischen Diöcesen- und Pfarren-Einrichtung gehörte diese Gemeinde nach Pusarnitz. Nicht unwahrscheinlich trägt dieser Ort seine Benennung von den mehreren kleinen Bauernmühlen, die von jenem Bache getrieben werden. Daß übrigens einige Häuser von Mühldorf die „Vorstadt" heißen, und durch eine alte Sage daraus die Meinung fortgepflanzt wird, als habe die von den Slaven zerstörte nahe Römerstadt Teurnia am Lurnfelde bis hieher sich ausgedehnt, ist eine nicht ganz begründete Vermuthung.

Im Jahre 1809 war Mühldorf das Hauptquartier des oben erwähnten vereinten Tiroler- und Möllthaler-Aufgebotes, und die Commandirenden wohnten beim Sternwirthe.

Kolbnitz.

Dort wo, eine Stunde von Mühldorf entfernt, vom Norden her aus den Felsenzinken des Zwengerberges der Rinkenbach (auch Kolbnitzbach) entspringt, schnellen Laufes das zweite Seitenthal zur Rechten unserer Wanderung zwischen steilen Gebirgskämmen und durch finstere Nadelwälder durchrauscht, und hart bedrängt bei seinem Ausgange sich endlich in die Möll ergießt, dort steht am südlichen Fuße das Pfarrdorf Kolbnitz.

Gefährlich ist die Lage dieses Ortes, am Zusammenflusse zweier Gewässer, deren vereinigte Wuth in ihren Wirkungen oft furchtbar ist, wenn plötzliche Regenströme oder langdauernde Regengüsse ihre Fluthen anschwellen, und sie mit tosender Gewalt dem tieferen Boden der Thäler entgegenstürzen. Kolbnitz insbesondere unterliegt oft wiederholend den Verwüstungen derselben, und nur mit vielen Kosten und mit großem Kraftaufwande in langer Zeit sind die Bewohner des Ortes im Stande, die wilden Wogen in das alte Bett wieder einzudämmen. Besonders verheerend muß in ungekannten, längst vorübergegangenen Tagen ein solcher Ausbruch

derselben gewesen sein, da die allenthalben noch vorhandenen Spuren zu der traurigen Gewißheit berechtigen, daß Kolbnitz, gleich vielen andern Oertern des Möllthales, auf den verschütteten und zerstörten Trümmern einstiger hier verunglückter Wohnungen steht.

Der Name des Dorfes dürfte wendischen Ursprunges sein; denn Kollmiza heißt ein kleiner, gerundeter Berg, in Form eines Ameisenhaufens, offenbar eine Hindeutung auf die Form des Danielsberges, an dem es liegt, und der uns von dieser Seite in dieser Gestalt erscheint.

Es zerfällt in Ober- und Unterkolbnitz. Den Namen Kolbnitz führt eigentlich nur der untere Theil desselben, an dem die Möll hart vorüberrauscht. Auch ist hier eine eigene Pfarre und eine Schule.

Die Kirche hat nichts Merkwürdiges. Die Zeit ihrer ersten Erbauung ist zuverlässiig nicht zu ermitteln; ihr Anblick jedoch läßt vermuthen, daß an ihr mehrere Veränderungen vorgenommen worden sind. Auch ist viele Wahrscheinlichkeit für die Annahme vorhanden, daß in Kolbnitz schon durch viele Jahrhunderte eine Kirche bestanden habe, da diese Gemeinde einen Theil der sehr ausgedehnt gewesenen Pfarre Pusarnitz ausmachte; diese aber, den mehrfachen alten Nachrichten zu Folge, mit St. Peter im Holz und Obervellach unter den katholischen Kirchen in Oberkärnten, unter den zuerst gegründeten bekannt sind. In der „Juvavia" wird Kolbnitz als ein zum Diakonate Gmünd gehöriges Vikariat namhaft gemacht, und es dürfte diese ehemalige Vikariats-Gemeinde bereits vor tausend Jahren einen eigenen Seelsorger erhalten haben. Bei der neuen Diöcesan-Regulirung erfolgte die Erhebung dieses Vikariates zur selbstständigen Pfarre, und die Einverleibung derselben zum Decanate Möllthal. Die Schule in Kolbnitz wurde im Jahre 1789 errichtet, und im Jahre 1819 durch das Bisthum Gurk, als Patronatsherrschaft dieser Pfarre, das gegenwärtige ansehnliche Schulhaus erbaut.

Sowohl die kärntnerische Geschichte als auch Megiser's Chronik sprechen von einem alten, ritterlichen Geschlechte, welches unter dem Namen der „Kolmüzer" am Wasser der Möll seinen Wohnsitz gehabt habe, aber bereits vor drei Jahrhunderten ausgestorben ist. In der That finden wir von dem Jahre 1120 bis 1248 mehrere dieses Namens, theils als Stifter von Kirchen, theils als Zeugen und bei Schenkungen und dergleichen. Vom Orte selbst, wo das Schloß Kolbnitz gestanden haben soll, weiß keine menschliche Kunde was zu sagen, und nur zu vermuthen steht, daß dasselbe in der Nähe des Rinken- oder Kolbnitzbaches zu suchen sei, wo es nicht unwahrscheinlich bei einem gewaltsamen Ausbruche desselben zu Grunde gegangen sein dürfte.

Von Kolbnitz weg, finden Freunde ähnlicher Naturerscheinungen zwei Wasserfälle. Der eine befindet sich in der Nähe, am schattigen Abhange des Zandlacherberges. Er wird von dem kleinen Pernitschbache gebildet, und ist zum Theile von der Straße aus zu sehen. Der andere liegt in dem früher bezeichneten Seitenthale, welches der Kolbnitzbach durchläuft. Hoch oben, auf der sonnig gelegenen sogenannten Rinkenalpe ruht am Fuße des Zwengberges ein kleiner Wild-See, aus

dem der Rinkenbach entspringt. Eine kurze Strecke nach seinem Ausflusse, stürzt er dort über einen mehr als hundert Klafter hohen Felsen herab, und bildet in jener wildschönen Einsamkeit einen überraschend herrlichen Wasserfall.

Eine kleine Viertelstunde von Kolbnitz steht an der Strasse eine gemauerte Kapelle, bei der sich der Weg nach Unter- und Ober-Kolbnitz theilt. In dieser Gegend mag der alte Römerweg aus dem Drauthale über den östlichen Fuß des Danielsberges gegen das Schloß Möllthеuer und Oberfalkenstein jenseits desselben zu suchen sein.

In ästhetischer Beziehung kann uns Kolbnitz interessiren, da es der Geburtsort eines Künstlers ist, der als Unter-Direktor unter dem berühmten Professor Zauner an der Statue Kaiser Josef II., die im Jahre 1804 diesem großen Monarchen in Wien errichtet wurde, gearbeitet hat. Wir meinen den im Jahre 1813 zu Wien verstorbenen akademischen Bildhauer Florian Grübler. Seine Ausbildung in der Kunst erhielt er zu Mannheim und München. Im königlichen Garten zu Nymphenburg werden mehrere seiner Arbeiten noch jetzt bewundert. Drei Jahre vor seinem Tode (er wurde 63 Jahre alt) führte ihn die Sehnsucht nach dem Heimaththale in seinen Geburtsort Kolbnitz, den er seit seiner frühesten Jugend nicht gesehen hatte. Noch im Jahre 1835 befand sich in dem Besitze seines Neffen (damals Schullehrer und Gemeinderichter daselbst) ein, aus Alabaster gearbeitetes Madonenbild dieses Künstlers.

Das Dorf Oberkolbnitz soll jüngerer Entstehung sein, als sein tiefer liegender Nachbar. Man glaubt, daß es seinen Ursprung aus der Zeit des Bergbaues herleite, der hier im 15. und 16. Jahrhunderte geblüht hat. In Kolbnitz hatte einst der Verweser über die Grüben in der Teuchel seinen Wohnsitz.

Der Danielsberg.

Wir verlassen Kolbnitz, gehen an dem Dorfe Zandlach vorüber, schreiten neben den Wasserverheerungen zur Linken hinan, zu der kleinen, im Jahre 1745 erbauten Kirche, genannt am Sandbichl, und gelangen nach einer Stunde mäßigen Anstieges auf den beschatteten Gipfel des Danielsberges, der im Nordwesten von Kolbnitz sich erhebt. Das ungeahnt schöne Bild der Natur, was von dieser kaum 200 Klafter hohen, aber äußerst günstig gestellten Bergesspitze unsern Augen sich darstellt, ist dasjenige, was hier zuerst unsere volle Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Weit hinab durch die ganze Länge des unteren Drauthales über Spittal, Paternion und Villach, ja, selbst über die Ebene von Klagenfurt bis hin zu der Obir, am Schlusse des Rosenthales, schweift der überraschte Blick gegen Südosten, und schwelgt in dem bunten Wechsel der Gegenstände, die vor ihm und zu beiden Seiten ihren reichen Schmuck entfalten. Wir wenden uns um, gehen an der Kirche vorüber, und ein großartiges, aber beschränktes Landschaftsgemälde steht im Nordwesten vor uns. Die eigentliche Gebirgswelt des Möllthales tritt uns näher; Obervellach, der Hauptort desselben, glänzt deutlich im Hintergrunde,

und von ihm bis zum Fuße des Berges, auf dem wir freudig herumblicken, sehen wir abermals Burgruinen, Kirchen, Dörfer und einzelne Bauernhöfe im Thale und auf den Anhöhen mannigfach zerstreut. Und über Alle hinaus steigen im vergrößerten Maßstabe, mit ihren tiefen Schluchten, nackten Felswänden und baumlosen Triften, die fernen Alpen in den Himmelsraum.

Die Erhabenheit des Ortes, die Goldmienen des Möllthales und in den Tauern, so wie die warmen Quellen zu Gastein mochten vereint den Römern die Veranlassung gegeben haben, hier, auf dem lichtumflossenen Gipfel des Danielsberges dem Herkules (diesem Gotte der verborgenen Schätze und der heilbringenden Quellen) einen Tempel zu erbauen. Wann? dürfte, dem Vermuthen der Geschichtsforscher zu Folge, schon in der ersten Zeit unserer Zeitrechnung geschehen sein. Eine daselbst vorhandene Inschrift verkündet uns, daß jener Tempel schon zur Römerzeit wegen seines hohen Alters verfallen war, weßwegen wir mit Dr. Friedrich W. Tiersch aus München den ziemlich sichern Schluß ziehen dürfen, daß derselbe gleich bei Besiegung des Landes, mithin unter Tiberius, des Augustus Stiefsohn, erbaut worden war. Die andere Inschrift gibt die Bestimmung jenes Tempels näher an, ungeachtet sie nur zur Hälfte lesbar ist. Sie lautet in deutscher Uebersetzung: „Dem Genius des römischen Herkules, dem Sohne Jupiters geheiligt." Eine dritte Inschrift endlich, welche an der äußersten Kirchenmauer südwärts eingemauert ist, enthält die Nachricht, daß jener erste Tempel im Verlaufe der Zeit wegen seines Alters verfiel, daß er aber von einem römischen Ehepaare nach einem Gelübde wieder aus seinen Ruinen erbaut worden war. Sie lautet:

HERCVL. INVICTO
SACRUM — G — DOMI
CIVS RUFINUS ET
VALERIA ATTICA
CUM SUIS TEMPLUM
VETUSTATE CON
LAPSUM RESTI
TUERVNT EX VOTO.

Deutsch: „Domitius Rufinus und Valeria Attika mit den Ihrigen haben den Tempel, der dem unbesiegten Genius des Herkules heilig ist, und wegen seines Alters verfallen war, nach einem Gelübde wieder hergestellt."

Ob unter dem rechten Seitenaltare der jetzigen Kirche, der Vermuthung des Herrn Dr. Tiersch zu Folge, der Altar des Herkules eingemauert sei, kann ohne Zerstörung des Ersteren nicht ermittelt werden. Zwei Seiten desselben sind jedoch sichtbar. Die eine gegen den Hochaltar stellt den Herkules als einen Mann mit einer starken Keule, die andere, hinter dem Kasten des Nebenaltars verborgen, scheint ihn als Jüngling gerüstet darzustellen. Den durch Herrn Propsten Hohenauer eingeleiteten Untersuchungen zu Folge hat sich ergeben, daß die Herkules-Figuren, unter dem Kasten des Altares verborgen, 2 ½ Schuh hoch, und andert-

halb Schuh breit, und gut erhalten sind. Die erstgenannte Vorstellung hingegen ist abgeschliffen, und etwas beschädigt.

In welcher Zeit dieser Heidentempel in eine christliche Kirche verwandelt wurde, ist unbekannt. Die schnellen Fortschritte jedoch, welche die Ausbreitung des Evangeliums in diesen Gegenden bald nach Eroberung derselben gemacht hatten, führen zu der Wahrscheinlichkeit, daß dieß im 7. Jahrhunderte geschehen sein dürfte.

Ursprünglich war die Kirche, genannt zum heil. Daniel am Berg, diesem Heiligen gewidmet. Daher der Berg noch heutigen Tages der Danielsberg (vom Volke abgekürzt der Jelsberg) genannt wird. Später nahm sie den heil. Georg zum Kirchenpatrone an, der alte Name blieb aber deßungeachtet. Eine Pergament-urkunde vom Jahre 1464 gibt an, daß Burkhard, Kardinalpriester, unter dem Titel: Neri und Acheli, Erzb. von Salzburg, von Gmünd aus die Erlaubniß ertheilt habe, das Kirchweihfest der Kirche „St. Daniel am Berg" nach St. Margarethen zu feiern, was früher am Tage des heil. Michael geschehen ist.

An der Wand der Kirche hängt ein sehr großes Bild von 24 Abtheilungen, die verschiedenen Marter-Arten des heil. Georg vorstellend. Im Thurme befindet sich eine alte Glocke mit einer gothischen Inschrift und Jahrzahl, deren Sinn nur Sprachkundige zu entziffern vermögend sind.

Das Thal der Teuchel.

Dem südwestlichen Fuße des Danielsberges gegenüber steht am rechten Ufer der Möll, und im Schatten der Ausläufer, die vom Westen der hohe Polinik in's Thal entsendet, die Hammergewerkschaft Naplach. Der Gießbach, der zur Linken unseres Weges aus feuchter Felsenkluft oft verwüstend, wie alle seine Brüder, als rauhe Söhne der Gebirge, hervorstürzt, dient ihr als bewegende Kraft. Wir folgen der entgegengesetzten Richtung seines Laufes. Ein Pfad, unzugänglich jedem Pferde und Wagen, stellenweise selbst von dem Menschen nur gefahrvoll zu erklettern, leitet uns durch die schauerlich-wüste Wildniß eines finsteren Grabens aufwärts. Naßkalte Luft umfeuchtet unsere Stirne, und schwarzes Nadelgehölz umdämmert zu beiden Seiten melancholisch unsern Blick. Keine Aussicht in die lichte, freundliche Ferne erfreut unser Auge. Der Mensch fühlt sich vereinzelt und verlassen, inmitten der nachtumgrauten Natur, die ihn umgibt. Erst dann, wenn er die freiere, höher gelegene Ebene des Hochthales der Teuchel, denn diese ist es, der wir bisher gefolgt sind, erreicht hat, athmet er aus vollerer Brust, obgleich auch dort ihn alles, was er sieht, daran erinnert, daß er in Gegenden sich befindet, deren Bewohner dem gewöhnlichen Treiben des Lebens entfremdet sind. Ringsum eingeschlossen von gewaltigen, schrof ansteigenden Gebirgskanten, deren Knoten im Hintergrunde des Thales das Kreuzeck und ihm gegenüber der Polinik bilden, sehen wir vor uns ein drei bis vier Stunden langes Alpenthal, eine kleine, gleichsam für sich abgeschlossene Welt als Glied des Möllthales. Freunde stiller Ruhe und tiefer Abgeschiedenheit finden hier Erholung und Stärkung inmitten der

reinsten Alpendüfte. Nur wenigen ist dieser schweigsame Zufluchtsort bekannt. Gänzlich getrennt von den gewöhnlichen Verbindungen mit der Außenwelt, steht diese Hochgegend oft tagelang, ja nicht selten wochenlang, zumal im Winter und bei tiefem Schnee, gleichsam abgeschnitten und losgerissen von ihr. Die 300 Menschen, von denen sie bewohnt wird, hält trotz Armuth und Verbannung, die Liebe zum heimathlichen Herde hier eben so fest gebunden an die dürftige Scholle, die ihnen gegönnt ist, und an die grasreichen Triften, die sie umgeben, wie den verfeinerten Weltmenschen die künstlichen Bedürfnisse des erhöhten Lebensgenusses an die oft eingebildeten Reize der volkreichen Stadt fesseln. Unbekannt mit dem, was die Einfachheit der Natur, an die er gewohnt ist, ihn nimmermehr gewähren könnte, ist der Mangel, den er leidet, nur ein scheinbarer, und das, was er nicht kennt, kein Gegenstand schmerzhafter Entbehrung.

Wer mag bestimmen, in welchen Tagen der Vorzeit der Fuß des ersten Ansiedlers diese rauhe Gegend betrat? Wessen menschliche Stimme in diesen großen Hallen der Natur zuerst ertönte? Sollten wir nicht annehmen dürfen, daß der allmächtige Zauber der edelsten Metalle, die allenthalben in den Gebirgen des Möllthales bereits aufgefunden waren, den Menschen in seinem nimmersatten Durste nach ihnen, auch hieher getrieben habe, hieher, wo vielleicht vor ihm nur die wilden Thiere des niebesuchten Forstes gehaust hatten? Daß er sie gefunden, und daß er Freude-jauchzend sein Auge an dem Glanze des Goldes und Silbers ergötzen konnte, das bewies der Erfolg, wenn auch die Zeit hinauf reicht in jenes Alterthum, in dem jede Berechnung sich verliert.

Von jener glücklichen Stunde angefangen trat neues, bisher ungekanntes Leben in jene Gegend. Menschen siedelten sich an, und wer von ihnen nicht hinabstieg in die finstere Nacht des Innern der Gebirge, um nachzuspüren den Schätzen, die der Berggeist bisher vielleicht Jahrtausende sorgsam gehüthet und verborgen gehalten hatte vor der Habsucht der Menschen, der besorgte in friedlicher Hoffnung das Feld und die Weide für die Befriedigung seines einfachen Daseins.

So sah der Mensch der einsamen Teuchel den Ursprung und die Blüthe seines Glückes, unbekannt dem Menschen der Gegenwart, wie lang jener dessen sich erfreuen durfte.

Doch, auch für ihn ertönte die Stunde alles irdischen Wechsels! Der Segen des Berges begann zu weichen, der schützende Geist, dem seine Schätze gewaltsam geraubt wurden, war zürnend geflohen; das harte Gestein, triefend von dem Schweiße des Arbeiters in der hoffnungslosen Tiefe, blieb taub. Ihm blieb nichts, als der Boden, den seine Väter zuerst aufgesucht und bewohnt hatten; auf dem er selbst geboren wurde, und den er lieben lernte, weil er allein es war, der ihm treu geblieben ist, und von dem die einzige, wenn auch karge Hoffnung seiner Zukunft abhängig blieb. Er fing an, ihn urbar zu machen, rang mit rastlosem Fleiße gegen die Hindernisse, die feindselig sich ihm entgegenstellten, und erkämpfte für sich und die Seinigen so viel, als zur nothdürftigen Fristung seines Lebens erforderlich war. Die Hochwälder, einst unbeachtet von ihm gelassen, wurden nachfolgend eine neu

eröffnete Quelle seines besseren Erwerbes durch Holz und Kohlen, die er an die nahen Eisenhämmer verkaufen konnte; und die duftigen Alpenweiden, in den Tagen seines Glückes im nutzlosen Wechsel ihres saftigen, reich duftenden Blühens und Verwelkens von ihm unbenützt, nährten und stärkten von nun an seine eigenen und die fremden Heerden, die sein sorgsamer Geist aus der Tiefe des Thales an sich zu ziehen wußte.

So lernte der Bewohner des Teuchelthales die verlorenen Tage einer glücklichen Vergangenheit allmählig vergessen, und ohne Schmerz mag er in genügsamer Bescheidenheit das Bild der Gegenwart betrachten, die ihm den Glanz des einstigen Bergbaues in seiner Heimat nur in seinem Verfalle und in seinem Ende darstellt.

Das Dorf Teuchel steht am linken Ufer des gleichnamigen Baches, hoch gelegen über dem düstern Graben, dessen wir Anfangs erwähnten. Die Kirche daselbst wurde auf Kosten der Gemeinde erbaut; das Vogteirecht aber der Herrschaft Oberfalkenstein unter Anton Wenzel Freiherrn von Sternbach überlassen.

Beinahe gänzlich verfallen, wurde sie im Jahre 1746 auf Kosten der Pfarrkirche Obervellach mit einem Betrage von 1150 Gulden hergestellt, wofür an diese Mutterkirche das Vogteirecht übertragen wurde.

Im Jahre 1765, als Ihre Majestät die Kaiserin Maria Theresia durch Sachsenburg reisten, wurde Ihr von der Gemeinde Teuchel eine Bittschrift um Erhebung dieser Kirche zur selbstständigen Seelsorgstation und Anstellung eines eigenen Geistlichen überreicht, und die große Monarchin, die Bitte der isolirten Alpenbewohner würdigend, erfreute die Bittsteller, mehrerer gemachten Einstreuungen ungeachtet, mit der Gewährung ihres Wunsches, und wies dem dahin anzustellenden Geistlichen eine Dotation aus. Die Wohnung für denselben wurde mit ergiebigem Beitrage von Seite der Gemeinde erbaut, und im Jahre 1801 durch den Kuraten Georg Kahn vergrößert.

Für die beschwerlichen und nicht selten gefährlichen Tage des Winters und bei sonstigen Elementar-Ereignissen besteht hier auch eine Nothschule.

In einer ästhetisch-romantischen Darstellung des Möllthales mag immerhin das seltsame Schicksal eines Menschen aufgenommen werden, der hier geboren wurde, und dessen Leben uns unwillkührlich auf die oft wunderbaren Fügungen der Vorsehung lenkt, die über das Schicksal der Menschen waltet.

Gregor Triebelnigg ist sein Name. Im Zurückschreiten nach dem unteren Möllthale sei die kurze Erzählung seiner Geschichte unsere Begleiterin.

Der Sohn eines armen Keuschlers in der Teuchel, war er bis zum 12. Lebensjahre Schafhirt seines Vaters. Schon als Kind hörte er von einer großen Stadt und ihren Merkwürdigkeiten reden. Die Sehnsucht, sie zu sehen, setzte in seiner Seele sich fest. Der Zufall begünstigte, freilich auf traurige Weise, ihre Befriedigung. Er verlor ein Schaf. Die Strenge seines Vaters fürchtend, entwich er aus der Heimat. Er kam nach Lienz in Tirol, und von da nach Triest, wo er Gelegenheit fand, auf einem holländischen Kriegsschiffe als Schiffsjunge aufgenommen

zu werden, nachdem er die erste Probe seiner körperlichen Behendigkeit durch das Erklettern des Mastkorbes auf der Strickleiter zur Zufriedenheit bestanden hatte. Er machte im Verlaufe mehrerer Jahre verschiedene große Seereisen, sah fast die meisten bedeutenden Seehäfen des mittelländischen und atlantischen Meeres, kam nach Westindien, und zweimal in die holländischen Besitzungen Surinam und Esequebo in Südamerika; schlug da die einträgliche Bedienstung eines Oberaufsehers der Sclaven, getrieben von Menschenliebe, aus, und machte überhaupt bedeutende Fortschritte in seinem Fache. Er erlernte am Schiffe nicht nur gut lesen und schreiben, sondern wurde zum Theile auch mit den höhern Kenntnissen der Schiffskunde vertraut. Er wurde in verschiedenen Dienst-Kathegorien verwendet und erwarb sich in denselben, und durch allerlei gelungene Speculationen ein nicht unbedeutendes Vermögen. Er sprach französisch, italienisch, englisch und holländisch, nur seine Muttersprache hatte er größtentheils verlernt.

Ueber zwanzig Jahre hatte man nichts von ihm vernommen, und die Seinigen hielten ihn allgemein für todt. Allein die unvertilgbare Sehnsucht, nachdem er so viele Land- und Seereisen gemacht, so große und herrliche Städte und Länder besucht hatte, auch seine geliebte Heimat wieder einmal zu sehen, und vielleicht noch seine theueren Angehörigen wieder umarmen zu können, trieb ihn von Amsterdam in die rauhe, wilde Teuchel. Im Jahre 1820 stand er plötzlich in der Mitte seiner Verwandten. Man kannte ihn nicht, und war höchlich verwundert, in dem fremden Herrn den, vor so vielen Jahren verloren gegangenen Gregor Triebelnigg zu sehen. Er traf seinen Vater noch am Leben, legitimirte sich über alle seine Aussagen, hielt sich ungefähr drei Monate auf, sprach ohne Aufforderung nur selten von sich und seinen Geschicken, und wenn er es aber that, geschah es mit Geist und Bescheidenheit. Endlich kam die Zeit des Abschiedes! Er umarmte seinen Vater und Bruder, seine Verwandten und Landsleute, beschenkte Alle reichlich, und kehrte hierauf nach Amsterdam zurück, wo er, die Seedienste verlassend, bei der königl. holländischen Schiffsbau-Inspection als Beamter angestellt wurde. Er verehelichte sich und gab seit jener Zeit im Jahre 1822 den Seinigen Kunde von seiner jetzigen ruhigen Bestimmung.

Penk.

Eine halbe Stunde hinter Naplach erreichen wir das unbedeutende Pfarrdorf Penk. Der Name (vor Alters Pinkh genannt) dürfte von dem windischen Worte pink (was Schaum erzeugt) herzuleiten sein, und wirklich ist dies die Eigenschaft der Möll, die hier, hart am Dorfe, über angeschwemmte Steine schäumend vorüberrauscht.

Die im 15. Jahrhunderte erbaute, 1714 erweiterte Kirche wurde 1787 zur selbstständigen Pfarre erhoben, und erhielt im Jahre 1808 eine eigene, gesetzlich organisirte Schule. Vor der Erhebung zur Pfarre gehörte diese, wie die Teuchler-, Malnitzer- und Flattacher-Gemeinde, zur Pfarre Obervellach; doch wurde Penk in seinen geistlichen Bedürfnissen von Millstatt aus durch einen Jesuiten, bis zur Aufhebung dieses Ordens, besorgt.

Nördlich von Penk, kaum eine Viertelstunde Weges, stehen auf einem Hügel die Schloßruinen von Möllthener (Mölltawer), in neuester Zeit das Raitnerschloß genannt. Mehr oder minder in allen seinen Theilen bereits beschädigt, zeigt es dennoch von seiner einstigen bedeutenden Größe. Der interessanteste Theil dieser Ueberreste des Alterthums ist der an der Nordseite mit dem Hauptgebäude in Verbindung stehende Thurm, von dessen vier Seiten jedoch bereits zwei eingestürzt sind. Obgleich seine Höhe durch den Absturz der Steine schon viel verloren haben mag, so mißt das Vorhandene doch noch immer die bedeutende Höhe von acht Klaftern, bei einer Breite von vier Klaftern. An ihm gewahrt man weder einen Eingang, noch sonst irgend eine Oeffnung. Von Holzwerk ist keine Spur vorhanden, und es geht die Sage, daß dieses Schloß vor 200 Jahren abgebrannt und seit jener Zeit nicht mehr aufgebaut worden sei. Ueberhaupt scheint dieser Thurm früher als das Schloß bestanden zu haben. In Urkunden wird Letzteres auch bloß der Thurm von Penk oder Mölltawer genannt. So erscheint im Jahre 1341 ein Fritzl von dem Thurm Mölltawer. In Lehensbriefen des 16. und 17. Jahrhundertes erscheint das Schloß Mölltawer als ein Eigenthum der Herren von Falkenstein. Derzeit gehört selbes sammt der Umgebung dem Roitnerbauer unter dem Schlosse, der ein Unterthan von Oberfalkenstein ist. Das Roitnerhaus ist durchaus von Stein gebaut, geräumiger als andere Bauernhäuser, und dürfte mit dem alten Schlosse in irgend einer Verbindung gestanden sein.

Liebhaber der schönen Natur laben sich auf der Höhe des Schloßhügels an der malerischen Fernsicht gegen die Ebene von Obervellach, und Freunde des Alterthümlichen mögen die Spuren des Römerweges verfolgen, der wahrscheinlich hier vorüber, nach Mallnitz und über den Korntauern in's Salzburgische geführt hat.

Oberfalkenstein.

In jenem großen Seitenaste der Tauern, der am Ankogel beginnt, und in südöstlicher Richtung, wie wir wissen, die östliche Grenze des Möllthales bildet, ragen nördlich von unserem Standpunkte bei Penk der Dristen-Spitz und der Zwenberg hervor. Ein nackter Felsenkamm verbindet sie. Von ihnen weg, strecken zwei mächtige Gebirgsarme ihre Glieder gegen das Mölltthal aus. Der Eine derselben reicht bis Obervellach und der Andere endet bei dem Dorfe Oberkolbnitz am Fuße des Danielsberges. Was zwischen beiden eingeschlossen ist, bildet das vierte jener großen Seitenthäler, deren wir in unserer allgemeinen Uebersicht des Möllthales bereits gedachten, und dem wir auf unserer Wanderung durch dasselbe zunächst begegnen. Auch hier sehen wir einen jener gefahrvollen Wildbäche, der, vom Zwenberge den Namen tragend, dieses Thal durchzieht, während er rechts und links aus unzählbaren Quellen und kleinen Bächlein seinen Wasserreichthum vermehrt.

Wie groß und furchtbar auch seine Verwüstungen zuweilen sein mögen, beweist die Höhe von Gratschach (ungefähr in der Mitte zwischen Penk und Ober-

vellach). Zum Theil die Folge eines Erdsturzes, ist der breite Erdrücken, auf dem wir dort stehen, doch größtentheils eine oft wiederholte Anschwemmung maßlosen Bergschuttes, vermischt mit Trümmergestein, den der rasende Zwenbergerbach theils in der Vorzeit, theils in der Gegenwart von den Gebirgen losgerissen und hier in unendlicher Masse abgelagert hat. Besonders schrecklich in seinen Wirkungen war der Ausbruch desselben im Jahre 1784, wo er große, weite Strecken der fruchtbarsten Aecker und Wiesen, das schwer errungene Gut vieler Jahrzehende, theilweise in Thurmeshöhe überdeckte, und ein Bild der grauenhaftesten Verwüstung zurückließ. Mehr als ein halbes Jahrhundert ist vergangen, und kein Fleiß und keine Anstrengung der Menschen war vermögend, jene Stelle wieder ganz in den Stand seiner vorigen Cultur zurückzuführen. Hie und da leuchtet noch Steingerölle zwischen niedrigem Erlengebüsch hervor, das einzige Gewächs, was auf diesem dürren Boden sein kümmerliches Dasein fristet.

Einen nicht unbedeutenden Theil jener zurückgelassenen, verderblichen Anhäufung, deren Ausdehnung ungewöhnlich groß ist, hat jedoch auch der kleine Bach erzeugt, der gegen Norden am sogenannten Pfaffenberge entspringt, und bei Untergratschach mit dem Zwenbergerbache sich vereinigt.

Schauderhaft ist der Anblick jener Felsenschlucht, die dort wie ein gähnender Höllenrachen dem Wanderer entgegen starrt. Senkrecht thürmt sich das Gestein zu beiden Seiten empor, und wie der Adler am unzugänglichen Horste, steht zwischen ihnen eingezwengt, das riesige Mauerwerk des längst verfallenen Schlosses Oberfalkenstein, das Stammhaus der Görzer-Ministerialen, der Ritter von Falkenstein.

Wir steigen eine Stunde aufwärts, um diesen merkwürdigsten Bau des Mittelalters im Möllthale in der Nähe zu betrachten, und betreten dasselbe an seiner Nordseite. Ein kahler, steiler Felsenblock steigt hier aus dem tiefen Gaisgraben des Pfaffenberges beinahe fünfzig Klafter hoch von zwei Seiten ganz frei empor. Auf ihm selbst steht trotzig die alte Burg der Falkensteiner, noch jetzt in ihren Hauptgemäuern gut erhalten. Gegen Westen und Norden allein zugangbar, ist sie mit starken und hohen, zum Theile noch stehenden Ringmauern umfangen. An der Ost- und Südseite findet sie in den senkrechten, schwindelerregenden Felsenabstürzen, die sie umlagern, ihre größte Sicherheit. Vor der Ringmauer bestand einstens an der westlichen Aufgangsseite ein kleiner Teich, über den eine Brücke in die innere Burg führte. Das Erste, was wir hier betreten, ist der riesenhafte Thurm, dessen Höhe, ungeachtet der bedeutenden Einstürze, die seine Obertheile bereits erlitten haben, noch immer 14 Klafter beträgt. Zwei Mauern desselben stehen noch in der vollen Ausdehnung ihrer Breite von 7 Klaftern im Gevierte. Die beiden andern sollen, wie man erzählt, durch ein Erdbeben senkrecht gleichsam abgeschnitten, zusammengestürzt sein. Die Stärke derselben, die untern Räume ungerechnet, lassen noch jetzt 4 Stockwerke aus den Mauerlöchern der Tragbäume ersehen.

Zwischen diesem Thurm und dem eigentlichen Schlosse ist ein Zwischenraum von 15 Klaftern. In diesem einstigen Hofraume stehen die zum Theile schon

eingestürzten Mauern des in späterer Zeit hier gestandenen Pfleghauses, genannt die Hauspflege. Diesen Namen trägt noch jetzt ein außerhalb den Ringmauern erbautes Bauernhaus, dessen Bewohner, da die Herrschaft Oberfalkenstein zu Obervellach verwaltet wird, zwar noch der Hauspfleger heißt, aber außer der Sorge für seine eigenen Grundstücke, bloß den Meßnerdienst bei der Schloßkapelle zu verrichten hat.

Von der Burg selbst stehen zwar noch alle vier Hauptmauern, allein die Zeit hat zerstörend an ihnen genagt. Die Länge desselben beträgt 10, die Breite 9 Klafter. Die Mauer ist 6 ½ Schuh dick. Die Ecken des Schlosses und des Thurmes sind bis oben aus großen Tuff-Quadern gebaut. Große Tannen, Fichten- und Lerchenstämme ragen wie Masten aus diesen zum Theile gesunkenen Ueberresten eines in der Vorzeit so ansehnlichen Rittersitzes empor.

Am südlichsten Rande des Felsenblockes, schrof hinausgebaut, steht die Schloßkapelle. Sie ist eine nach Obervellach gehörige Filiale, und, wie es der Augenschein lehrt, in neuerer Zeit bedeutend renovirt worden. Das Altarbild in derselben, ein gutes Gemälde, stellt Johann den Täufer vor. Der niedlich gebaute Altar ist eine Holzfassung vom Jahre 1772. In dieser alten Burgkapelle wird öfters im Jahre pfarrlicher Gottesdienst gehalten. Hier bestand auch ein eigenes Benefizium, genannt die Kaplanei Oberfalkenstein, gestiftet von einem Falkensteiner, und mit 11 ganzen Huben und 26 Pfund Gült beansagt. Zu ihm gehörte auch das sogenannte Kaplaneihaus zu Untervocken bei Obervellach, sammt dem anliegenden Garten, nebst 3 Joch Aecker und einem Krautgärtchen. Seit undenklichen Zeiten jedoch ist dieses Benefizium mit der Pfarre Obervellach vereinigt, die dafür einen Kaplan zu erhalten hat.

In der neueren Zeit wurde zunächst der Kirche an das alte Schloß eine kleine Wohnung angebaut, in der immer ein Klausner lebte. Der Letzte starb vor ungefähr 60 Jahren. Viele Jahre hindurch war er der Lehrer der Jugend, die, weit von jedem Schulorte in diesen Gebirgen entfernt, der Wohlthat des Unterrichtes entbehrt haben würde.

Man behauptet allgemein, daß die Burg Oberfalkenstein mit einem, eine starke Viertelstunde tiefer liegenden Wartthurme (von Einigen Unterfalkenstein genannt), als ihrem Vorwerke, in unterirdischer Verbindung gestanden habe. Letzteres ist der Ort, in dessen Nähe vor vielen Jahren mehrere Helme, Sporen und große Menschenknochen ausgegraben wurden.

Wir lagern uns nun in der Nähe der Klausner-Wohnung, weiden unser Auge an dem schönen Gemälde der Natur, was zu unsern Füßen ausgebreitet ist, und leihen dabei unser Ohr willig der Erzählung dessen, was uns die Geschichte von dem Geschlechte der edlen Ritter von Falkenstein aufbewahrt hat. Schon in den Jahren 1126 bis 1292 erscheinen mehrere Herren von Falkenstein theils in Stiftungsurkunden, theils bei Vergleichen als Zeugen. Das Letztere war im Jahre 1197 der Fall, wo Graf Heinrich von Matrey mit dem Hochstifte Brixen wegen mehrerer Zehende in Streit gerieth. Die Brüder Meinhard und Engelbert Grafen

von Görz machten die Vermittler, und so finden wir in der darüber ausgestellten Vergleichsurkunde mit mehreren Andern, auch ihren Vasallen, Poto von Falkenstein, mit seinem Siegel als Zeugen unterfertigt.

Eine ungleich wichtigere Rolle übernahm Heinrich von Falkenstein. Egon, Bischof zu Brixen und Graf zu Eppan, schloß nämlich zu Patriarchesdorf in Tirol, in Gegenwart des Patriarchen Perthold von Aquileja und des Bischofs Ulrich von Triest, mit dem Grafen Meinhard von Görz nach langer Fehde endlich Frieden. Da zeichnete sich als Obmann, Zeuge und Bürge zugleich, für den Grafen von Görz, Heinrich von Falkenstein und mit ihm Volker von Flaschberg, beide Ministerialen desselben.

Hatten die Ritter des unteren Möllthales entweder unter sich, oder mit ihren Nachbarn Verhandlungen, oder Vergleiche zu schließen, so zogen sie gewöhnlich vereint nach dem Kloster Millstadt, wo die Mönche aus St. Benedicts Orden geistliches Obdach und freundlichen Zuspruch zu gütlichen Vergleichen boten, die sie dann zu Pergament brachten. So erscheinen dort am 20. Juni 1271 Otto und Cuno von Falkenstein, Otto von Söbriach und Heinrich von Gschieß, und fertigten als Zeugen und Bürgen die Urkunde, womit Otto von Groppenstein seine Güter zu Radenthein (mit Einwilligung seiner Gattin Adelheid und Tochter Margareth) dem Kloster Millstadt um 14 Mark verkaufte. Mitzeuge war auch Cholo's des Falkensteiner Bruder, Heinrich, Pfarrherr (plebanus) auf dem Schlosse Falkenstein.

Als ein Jahr später Gisela, die Tochter des Cholo, als Gottesbraut in das Nonnenkloster zu Millstadt wanderte, und Bernhard, ihr Großohm, und zugleich Archidiacon in Oberkärnten ihr den Schleier gab, unterfertigte ihr Onkel und Pfarrer Heinrich den Schenkungsbrief, mittelst dessen ihr Vater Cholo seiner nun geistlichen Tochter 5 Mark Aglaier Pfennige als Mitgift verschrieb, und zugleich auf die damals einträglichen Vogteirechte über jene Güter zum Besten des Klosters entsagte, die sein Ohm Bernhard demselben schenkte. Dafür aber sollte es, als Dankeserkennung, ihm jährlich einen sogenannten Bodenkäs darbringen, 6 Denare im Werthe.

Diese freundschaftliche Verbindung der Ritter von Falkenstein mit dem Kloster zu Millstadt dauerte viele Jahre, und mehrfache Schenkungen, Tausche und Abtretungen finden wir in den Jahren 1277 bis 1299 aufgezeichnet.

Doch nicht allein im Lande selbst machte dieses ritterliche Geschlecht des Möllthales sich bemerkbar. Geschäfte des Krieges und des Friedens zogen die Falkensteiner und ihre Gewaffneten aus der Mitte des rüstigen Hirtenvolkes auch hin nach den Alpen von Tirol, und in Italiens Rebengelände.

Schon im Jahre 1341 jedoch beginnen die Andeutungen auf das bevorstehende Absterben des Mannsstammes der Falkensteiner. Man fing an, die Allode des Hauses mehrfach zu frommen Zwecken zu verwenden, und eben dadurch den Blick vom Irdischen hin auf das Ewige zu lenken, dessen Gedanke der unverrückbare Leitstern unserer Handlungen, der unversiegbare Urquell unserer reichsten und schönsten Hoffnungen bleiben muß.

Nach dem Aussterben der Ministerialen-Familie von Falkenstein fiel das Schloß und die Herrschaft auf ihre Lehensherren, die Grafen von Görz, zurück, welche die Pflegverwaltung des Schlosses oft in sehr schnellem Wechsel an Verschiedene verliehen. Bis zum Jahre 1386 finden wir mehrere Nutznießer von Falkenstein. Nach dieser Zeit jedoch zeigt sich in dieser Hinsicht eine große Lücke. Erst mit Kaiser Friedrich IV., der die Görzer Besitzungen in Kärnten an sich brachte, begann ein verändertes Verhältniß mit Falkenstein. Bei den fortwährenden Geldverlegenheiten der kaiserl. Kammer trat auch ein beständiges Verpfänden dieser Herrschaft ein. Es bedarf keines Beweises, um einzusehen, daß unter solchen Umständen dieselbe allmählig nur immer mehr an ihrem Werthe verlieren und ihrem Untergange endlich entgegengehen mußte.

Noch im Jahre 1525 überließ Kaiser Ferdinand I. sowohl das Schloß Falkenstein, als auch das Amt und Haus Großkirchheim im oberen Möllthale an den reichen Gasteiner Gewerken, Wolfgang Weitmoser zum Winkhl, gegen Wiedereinlösung um die Summe von 20,000 Gulden. Endlich im Jahre 1614, am 11. Jänner, entschloß sich Kaiser Ferdinand II., diese beiden Herrschaften an Urban Freiherrn von Pötting und Presing, k. k. Hofkriegsrath, als freierblich und eigenthümlich hinzugeben. Von Freiherrn von Pötting kam Oberfalkenstein an Wilhelm Grafen von Attems, der im sogenannten Keßlerhause am Platze zu Obervellach wohnte, und endlich im Jahre 1693 an die Freiherren von Sternbach in Tirol, die es noch gegenwärtig besitzen.

Obervellach.

Herniedersteigend in die Ebene, umfängt uns wohlthuend die mildere Wärme des Thales, welches hier seine größte Breite hat. Eine kühle Erlen-Aue längs der Möll, sanftgrünende, reichduftende Wiesen, fruchtgesegnete Aecker, Hütten und Baumpartien wechseln in bunter Mannigfaltigkeit. Noch eine halbe Stunde, und wir sind in Obervellach, dem lieblichsten, freundlichsten Orte des ganzen Möllthales.

Bevor wir jedoch zu ihm gelangen, fesselt unser Auge noch ein Gegenstand der Betrachtung. Es ist das an der Straße gelegene Dorf Stallhofen. Die daselbst schön gebaute niedliche Kirche war schon im Anfange des 15. Jahrhundertes als eine Wallfahrtskirche bekannt. Seit vielen Jahren sammt ihren Stiftungen, die uns dieß verkünden, mit der Pfarrkirche Obervellach vereinigt, sind Viele selbst der Meinung, die Kirche in Stallhofen habe früher bestanden, als jene zu Obervellach. Nordwestlich an sie angebaut ist die Franz Adam gräflich Stampfer'sche Xaveri-Begräbnißkapelle, eine Rotunde mit einer Kuppel und guten biblischen Fresco-Gemälden von dem rühmlichst bekannten vaterländischen Künstler Fromiller, vom Jahre 1717. In der Kirche ist noch ein anderes gutes Bild am Nebenaltare rechts, die Geburt des Erlösers darstellend. Der Meister desselben ist unbekannt. Man vermuthet, die Kirche zu Obervellach, jene zu Heiligenblut, und

diese zu Stallhofen haben Einen und denselben Erbauer. Die freigespannten Bögen derselben ohne Säulen, und ihre Chorgeländer von durchbrochener Steinarbeit berechtigen zu dieser Annahme.

Auf der sanften Erhöhung gelegen, die vom Pfaffenberge sich abwärts senkt, steht der Markt Obervellach am reizendsten Puncte des Möllthales, und beherrscht mit seiner Fernsicht den freien Blick nach zwei Haupttheilen desselben: hier hinab gegen den Danielsberg, in die Gegend, die wir eben durchgangen sind, und dort hinauf nach jener Richtung, die wir bei der Fortsetzung unserer Reise erst kennen zu lernen gedenken. Wohin wir schauen mögen, überall begegnen uns die Beweise einer glücklicheren Cultur des Bodens; eines allenthalben hoch in die Alpen reichenden Fleißes der Bewohner und des daraus hervorgehenden erhöhten Wohlstandes. Mehr als irgend anderswo genießt Obervellach der seltenen Wohlthat einer oft südlichen Wärme. Daher gedeiht hier ausnahmsweise manche Frucht des Bodens, und manche Blume der zartesten Pflanze, die sonst nur in den gesegneten Fluren des Flachlandes zu finden sind, und die wir in allen übrigen Theilen des Möllthales vergebens suchen würden.

Doch auch Obervellach hat seinen Feind, mit dem es seit Jahrhunderten zu kämpfen hat. Es ist der Kaponikbach, der nordöstlich tief im Gebirge entspringt, nach einem Laufe von 9 Stunden hier hervorstürzt, und unweit vom Orte sich in die Möll ergießt. Kaum würde der Wanderer den Erzählungen der Bewohner trauen, die sie von den gräßlichen Gefahren, die er bereitet, unwillkührlichen Andenkens, stets in Bereitschaft haben, wenn er zur Zeit des Frühlings oft mit einem Schritte und trockenen Fußes das Bett jenes Baches überschreitet. Wenn aber die strahlende Hitze des Sommers den Schnee auf den Alpen schmilzt, und wenn Regengüsse niederschauern, da schwillt auch er mit reißender Schnelligkeit zum furchtbaren Strome auf, durchbricht alle Dämme, trägt, geschwängert mit Schlamm und Erde, ganze Waldestheile auf seinen Rücken, schleudert im stürmischen Anlaufe die größten Felsenmassen vor sich her, und verbreitet auf seinem entsetzlichen Gange ringsum Grauen und Verderben. Unvergeßlich bleibt den Bewohnern des Marktes das Jahr 1717, wo der Kaponikbach mit solcher Sturmeswuth hervorbrach aus seinen Schluchten, daß seine Fluthen (die eine kleine Nepomuck-Säule an der nördlichen Ecke des Pfleghauses noch jetzt bezeichnet) den ganzen Ort unter Wasser setzten. Nicht minder gefahrvoll waren die Jahre von 1730 bis 1750. Gleich schreckensvoll in jüngerer Zeit das Jahr 1828, wo am 22. Juni bei Tage, und eine zweite Jammerscene seiner Verwüstung in der lichtlosen Mitternachtstunde vom 26. auf den 27. Juli den aufgeschreckten Bewohnern des Ortes in ihrer ganzen Gräßlichkeit sich darstellte. In neuester Zeit jedoch, es war am 20. Sept. 1840, drohte beinahe gänzliche Vernichtung demselben. Anhaltende Regengüsse hatten nicht nur den Kaponikbach, sondern auch jenen der Malnitz und der Möll zu außerordentlicher Höhe angeschwellt. Ihre unter Obervellach vereinigten Gewässer überschwemmten das ganze untere Thal mit all' seinen Auen, Wiesen und Feldern, und führten Baumstämme, Mühlen, Theile von Häusern, Geräthschaften verschiedener

Art in Menge mit sich. Die meisten Brücken wurden weggerissen, viele Wohnungen zerstört, und die trostlosen Bewohner der Niederungen mußten in andern Dörfern ihre Zuflucht suchen. Solche Momente erinnern uns mit ehernem Griffel, daß alles irdische Sein dem Wechsel von Licht und Schatten unterworfen bleibt, und daß der Mensch die Tage des Glückes nicht genießen dürfe, ohne der Stunden der plötzlich einbrechenden Gefahr und des Unglückes zu gedenken! — Mahnt uns nicht schon der Boden, auf dem Obervellach steht, zur Vorsicht? Ist er nicht aufgeschwemmtes Erdreich, schichtenweise mit Verwüstung und Wiederurbarmachung der Erdoberfläche wechselnd? Finden wir nachgrabend nicht überall die laut sprechenden Beweise der oft wiederkehrenden Schrecknisse?

Doch wir wenden unser Auge weg von ihnen. Ihr Anblick soll die heitere Lust der Freude nicht ferner umdüstern, die unsere Brust erfüllt, wenn wir fröhlichen Sinnes unsern Blick dahin lenken, wo so viel Schönes und Großes hier und dort im Möllthale uns entgegentritt.

Vier Gründe berechtigen zu dem Schlusse, daß Obervellach theilweise schon zur Zeit der Römer bestanden habe. Der Herkulestempel am Danielsberge, die Römerstrasse, die vom Lurnfelde her durch das untere Möllthal in die Malnitz, und von dort über die Tauern führte, ferner die Goldadern der Gebirge, die schon den Tauriskern bekannt waren, lassen vermuthen, daß die Römer die Lage eines Punktes nicht unbeachtet werden gelassen haben, dem sie bei ihren Fahrten nach Norden nicht ausweichen konnten, der ihnen eben deßwegen mannigfache Vortheile an die Hand bot, und auf den sie daher eine ihrer Colonien verpflanzten. Zudem lehrt uns ja die Geschichte, daß die Römer in die von ihnen eroberten norischen Provinzen Arbeiter in den Bergbau schickten, von welcher Regel die reichen Goldadern des Möllthales wahrscheinlich nicht ausgeschlossen sein werden. Vergeblich würden wir nach den Schicksalen dieses Ortes aus den Zeiten ihrer Herrschaft fragen. Jahrhunderte waren vergangen, und still und ungekannt lag Obervellach im Schooße und am Fuße seiner Gebirge.

Erst dann, als die Reichthümer des Möllthales an Gold und Silber ringsum aufgedeckt waren, als der Mensch nach allen Seiten hin in die innere Finsterniß der Berge drang, und den unermeßlichen Gewinn aus verborgenen Schluchten und aus den unbesuchtesten Regionen ewigen Schnee's und Eises hervorzog an das Licht des Tages; als Tausende von Händen geschäftig waren, die aufgefundenen edlen Erze von ihren Schlacken zu reinigen, und an ihrem schimmernden Glanze sich ergötzten, das Maß seiner Bedürfnisse erhöhen zu können, erst dann trat Obervellach aus seiner bisherigen Verborgenheit, und ward selbst zuletzt der Centralpunct für alle montanistischen Gewerken und Arbeiter nicht nur Kärntens, sondern auch für Krain, Tirol und Steiermark. Von nun angefangen wuchs mit seiner zunehmenden Bevölkerung auch seine Häuserzahl, sein Wohlstand und sein Glück. Die größte Blühte desselben prangte für Obervellach in der Mitte des 16. Jahrhundertes. Da standen in seiner Nähe 7 Grüben auf Gold und Silber im reichen Betriebe. Die Zeit verrann, und mit ihr floh der Segen des

Berges. Oede und verlassen stehen die Stollen, und was uns die Gegenwart zeigt, sind wehmüthige Erinnerungsmale an eine verlorene glückliche Vergangenheit. Noch steht das Dorf Dürrenvellach, hart an Obervellach, zu beiden Seiten des Kaponikbaches; aber es steht auf den Hügeln der Schmelzschlacken, die aus den Silbererzen der Winnerleiten erzeugt wurden. Sie sind nun kaum einen Schuh hoch mit Erde bedeckt, und die Schmelzhütte selbst steht in abgerissenen und theils verkauften Trümmern vor unsern Blicken. Die jetzige Seilerbrücke, über welche jene Erze nach Dürrenvellach befördert wurden, trägt gegenwärtig den bedeutungslosen Namen der Silberknopfbrücke.

Um den schmerzhaften Verlust der Vorzeit doch einigermaßen zu mildern, erhielt Obervellach verschiedene andere Vortheile. So z. B. unterm 15. Juli 1516 durch Kaiser Maximilian I. das Privilegium zur Abhaltung eines Wochenmarktes, und zwar am Samstage jeder Woche. Eben so bewilligte Kaiser Ferdinand I. im Jahre 1557 die freie Richterwahl, und verlieh dem Markte einen Wappenbrief. Diese Begünstigungen sind von den späteren Kaisern, Josef I., Karl VI. und der Kaiserin Maria Theresia bestätigt worden; so wie endlich alle obige Freiheiten auch von Kaiser Franz I. hochseligen Andenkens, ddo. Wien am 15. Februar 1794, ihre volle Bestätigung erhielten.

Auch die Justiz- und Polizeiverwaltung scheint sich auf frühere Zeiten zu gründen, denn der Markt Obervellach, als unmittelbar landesfürstlich, wird eben so, wie andere freie Städte und Märkte, zu den abgehaltenen Landtägen mittelst besonderer Einladungsschreiben vorgeladen.

Unter den Merkwürdigkeiten von Obervellach nimmt die Pfarrkirche zum heil. Martin mit vollem Rechte den ersten Rang ein. 24½ Klafter lang, 10½ Klafter breit und 10 Klafter hoch, ist sie in ihrer gothischen Bauform, ohne Säulen, eine der schönsten Landkirchen Kärntens, obgleich auch sie bei verschiedener Gestalt und Höhe ein gemischtes Alter verräth. Das Innere der Kirche enthält mehrere Sehenswürdigkeiten. Prachtvoll ist die Monstranze von gut vergoldetem Silber, mit Rauten, Rubinen und Smaragden übersäet. Die Luna enthält eine Fassung von großen Brillanten mit einer Rose von diesem edelsten Gestein. Diese Pretiosen waren der Brautschmuck einer Gräfin von Stampfer, den sie zur Ehre des Allerheiligsten zur hiesigen Kirche testirte, und die auch das Gefäß selbst, in welches dieselben gefaßt sind, in Wien aus Eigenem hatte anfertigen lassen. Kärnten hat kaum etwas Aehnliches aufzuweisen.

Eben so besitzt die Kirche ein Bild auf Holz gemalt, die heil. Familie vorstellend. Es wurde von Kunstkennern schon oft aufgesucht, von jedem derselben bewundert; aber der Name des Künstlers blieb unbekannt. Man will die Meisterhand des Malers Ignaz Schoreel in dem Gemälde entdecken.

Eine weitere Zierde der Kirche und der Kunst ist die Orgel mit 32 Registern, und ein aus Erz mit vielem Silberzusatz gegossenes Monument des Johann Adam Stampfer von Walchenberg, der hier am 3. Juni 1695 gestorben ist. Nicht

uninteressant ist das Chorgeländer von durchbrochener Steinarbeit und vier gemalten Fenstertafeln, mit dem Jahre 1515 bezeichnet.

Daß die Kirche in Obervellach sehr alt sei, ja selbst bis in die ersten Jahrhunderte des Christenthums hinaufreiche, geht sowohl aus Hansiz, als auch aus der Ossiacher Chronik (annus millesimus) hervor, wo der Kirche St. Martin in Veluz (Vellach) schon im 11. Jahrhunderte zugleich mit St. Peter im Holz und Pusarnitz erwähnt wird. Sie bewahrt auch viele Stiftbriefe, auf Kirche und Pfarre lautend, aus dem 13., 14., 15. und 16. Jahrhunderte im Original. Sie sind vom Pfarrer F. Josef Wohlgemuth um 1750 getreu copirt, und in chronologischer Ordnung zusammengetragen worden. Unter den frommen Stiftern kommen die Namen von Groppenstein, Falkenstein, Söbriach, Lind, Gschieß, Khuenburg, Stampfer, Pacher, Gallianer, Meischel, Millegger ꝛc. öfters vor.

Für den Unterricht der Jugend in einer ordentlichen Schule wurde zu Obervellach schon zu einer Zeit gesorgt, wo der Bestand dieser Wohlthat noch in den wenigsten Orten Kärntens nachgewiesen werden kann. Man liest in einer alten Urkunde, daß der Schulmeister und Bürger zu Vellach, Liebhart Neiler, am Frauentage (nativitatis Mariae) 1348 eine Stiftung machte, so wie man auch auf den Unterhalt des Lehrers durch spätere Donation bedacht gewesen ist. Gegenwärtig wird hier der Jugendunterricht in einem eigenen, durch die Gnade des höchsten Patrons im Jahre 1830 neu eingerichteten Schulhause in zwei Classen ertheilt. Zur Unterstützung armer Bürgersleute ist ein Spital vorhanden, dessen Ursprung zwar nicht mehr bekannt ist, welches aber schon vor mehr als 300 Jahren bestand, und seine Existenz durch die Wohlthätigkeit einiger Gemeinde-Insassen erhalten hat.

Obervellach ist der Sitz des Bezirksamtes dieses Namens, eines montanistischen Waldamtes und des Möllthaler Decanates.

Ein schön gelegenes, ebenfalls an der Sonnseite im neueren Geschmacke nördlich von Obervellach prangendes Gebäude ist das Schloß Trabuschgen. Die ersten bekannten Eigenthümer desselben waren die Herren von Khünburg, und Balthasar von Khünburg erscheint 1464 als Stifter. Auf die Khünburge folgten im Besitze dieser Herrschaft die Grafen Wittmann, nach ihnen die Grafen von Attems, und zu Ende des 17. Jahrhundertes die Familie der Stampfer von Walchenberg, unter denen Trabuschgen, wie es jetzt besteht, erbaut wurde. Im Jahre 1803 ging diese Herrschaft an einen Grafen von Bathiany, von diesem im Jahre 1813 an die drei Theilnehmer: v. Ehrfeld, Lax und Mulli über, und endlich an diesen Letzteren allein.

Das Schloß Trabuschgen enthält als einen Theil des Inventars nach Gottlieb Stampfer eine prachtvolle Sammlung von Kunstgemälden, theils Copien aus der Münchner Gallerie von der Hand Fromillers, theils Originalien. Leider hat sie schon Hauptverluste erlitten. Der Plafond des oberen Saales ist ebenfalls von Fromiller al fresco gemalt. Unter dem Schlosse östlich auf einem mäßigen Hügel steht ein alter Thurm (Faulthurm, auch Kegelthurm genannt) ohne Eingang. Er ist dem Fürsten von Porzia lehnbar, und diente im Mittelalter zu Gefängnissen.

Auch die Freiherren von Sternbach, als Besitzer der Herrschaft Oberfalkenstein und des adeligen Gutes Groppenstein, haben im Markte Obervellach ein Haus, dicht am wilden Kaponikbache angebaut. Mann nennt es die Burg. Es enthält die Wohnungen der Beamten und die Kanzleien.

Unvergeßlich für Obervellach und die Umgebung wird das Wirken der nun ausgestorbenen Familie der Grafen von Stampfer bleiben. Gottesfurcht und Frömmigkeit, verbunden mit großherziger Mildthätigkeit, haben ihnen selbst bei kommenden Geschlechtern ein unvertilgbares Denkmal der dankbarsten Rückerinnerung gegründet.

Malnitz.

Wir verlassen nun auf einige Zeit das untere Möllthal, werfen auf der Höhe des neuen Kalvarienberges bei Obervellach (nicht uninteressant wegen der dort befindlichen schönen Gemälde) noch einen Blick des kurzen Abschiedes auf dasselbe zurück, lenken unsere Schritte aufwärts gegen Norden, und ziehen dem stillen Thale der Malnitz entgegen. Aus der Tiefe zur Linken hört man das wilde Tosen des Malnitzbaches, der hier im gähen Absturze Hunderte von Gascaden bildet. Ein schönes Bild des vielbewegten, oft gehemmten Lebens; während zu gleicher Zeit an derselben Seite über die beinahe kahle Fläche des Berabhanges eine Quelle aus bedeutender Höhe herabrieselt, und wie ein Silberband an ihr hängt, bis sie in den Wellen der Malnitz sich verliert.

Kaum eine Stunde von Obervellach entfernt, und schon trägt Alles, was das Auge erblickt, den Charakter der Alpennatur, des Alpenlebens. Die Hütten der Menschen stehen vereinzelnt auf den verschiedenen Bergeshöhen, und rings um sie herum die Wiesen und Felder, die der Fleiß der dortigen Bewohner nur mühsam dem wiederstrebenden Boden abgewinnen konnte. Nichts ist hier eben. Ueberall Abhang und Gefahr bringender Abfall. Das Ganze würde einer Idylle gleichen, aber die rückwärts gegen Osten sich aufthürmenden Alpengipfel machen dieses Bild zu einem feierlichen Epos der Natur. Besonders reizend ist der Anblick desselben auf der Brücke zu Lassach, die über den wilden Döseubach gespannt ist, der seinen Ursprung aus den Tiefen des Säuleck empfängt, das im Osten thront.

Nichts kann überraschender für den Wanderer sein, als wenn er im langsamen Fortgange seiner Reise und nach etwas beschwerlichem Anstiege endlich die Höhe des Rabisch erreicht. Das Ungeahnte, das nie Erwartete steht hier, wie mit einem Schlage hingezaubert, vor seinem entzückten Auge. Das niedlichste Alpenthal, durchschlängelt von der Malnitz, deren Ufer Erlengebüsche umsäumen; hie und da zwischen Wiesen und Aeckern im malerischen Hinwurfe die Wohnungen der Menschen, und im Hintergrunde das freundliche Kirchlein mit seinen anschmiegenden Hütten, während zur Rechten der Auering-Kogel, zur Linken die Lanza-Spitze, und rückwärts der Liskerle-Gipfel in die Wolken sich erheben; das Alles zusammengenommen fesselt mit Einem Male sein Erstaunen und seine Bewunderung;

und das sind die Züge des Gemäldes, in welchem uns das reizende Dorf Malnitz, von dieser Seite betrachtet, erscheint. Das Liebliche ist hier mit dem Großartigen in wunderbarster Harmonie verbunden.

Doch, nur allzu kurz dauern in dieser Gegend die Tage des freudigen ungestörten Genusses. Kaum drei Monate blüht sie im saftigen Grün ihres üppigen Alpenschmuckes, und schon kommen früher, als irgend anderswo, die Vorboten des feindlichen Winters, breiten ihr kaltes Tuch über diese reizenden Fluren, machen das Leben unter ihm erstarren, und nur erst der wiederkehrende Strahl der heißeren Sonne des Sommers vermag die Natur an dieser Stelle aus ihrem Todesschlummer zu wecken. Und selbst diese wenigen Monate sind nicht frei von plötzlichem, oft furchtbarem Wechsel der Witterung. Die hohen Tauern, die wir rechts und links im Hintergrunde von Malnitz herabblicken sehen, sind mit ihren Schnee- und Eisfeldern die Erzeuger und Spender fortdauernder Gefahren. Von ihnen herab heult der Sturm, durchschauert das friedliche Thal mit schneidender Kälte selbst in der Mitte des Sommers, und läßt als zerstörenden Zeugen seiner Wuth oft Schnee und Hagel auf den spärlichen Hoffnungen seiner Bewohner zurück. Ueberglücklich mögen sie sich fühlen, wenn sie die Saat, die sie Anfangs Mai der Erde vertraut hatten, schon Ende August als gereifte Frucht in die Scheune bringen können!

Wenn wir so da stehen auf der Höhe des Rabisch, tief unter uns zur Rechten das dumpfe Brausen des Baches hören, der hier zwischen enger Felsenschlucht gewaltsam Bahn sich bricht, und das ganze Thal, was er ruhig und sanft durchzieht, mit einem Blicke umfassen, so mögen wir uns wohl selbst versucht fühlen, der allgemeinen Sage Glauben zu schenken, daß dasselbe einst ein See gewesen. Die allenthalben umherliegenden großen Felsentrümmer, besonders an den äußern Stapitz und gegen Lassach hin, lassen wohl auf einen mächtigen Bergsturz schließen, der in ungekannten Zeiten hier Statt gefunden haben mag, und dessen schauderhafte Zerwürfnisse die Gewalt des gehemmten Baches nur im langsamen Gange der Jahrhunderte durchzubrechen vermochte.

Winterweitzen, Mais und Heiden werden hier nicht gebaut, vortrefflich hingegen gedeiht die Himalayagerste, und auch alle gewöhnlichen Küchengewächse kommen gut fort, besonders der Blumenkohl. Außer der Kirsche, die aber erst spät zur Reife gelangt, trägt diese Gegend kein Obst. Eines nur hat das Malnitz-Thal im vorzüglichen Grade: seine Alpentriften. Sie gewähren die beste Weide und das vortrefflichste Futter für Hornvieh und Pferde. Der Wohlgeruch der Pflanzen und ihre stärkende Kraft behagen diesen Thieren so sehr, daß besonders die Letzteren, wenn sie auf das Flachland kommen, oft nur nach mehrtägigem Hunger dahin gebracht werden können, anderes Heu zu genießen.

„Der Bewohner des Gebirges," sagt Tschokke, „Zögling der Natur, furchtlos unter ihren Schrecken, einfach, kraftvoll und gut, wie sie, verlebt den größeren Theil seines Lebens in anhaltender Einsamkeit; während des Sommers mit seiner Herde in den hohen Alpenfluren vereinzelt; während des Winters mit seiner

Familie in der kleinen, oft tiefverschneiten Hütte. Er hat kaum Ahnung vom Dasein jener künstlichen Lebensbequemlichkeit, wandelbaren Interessen, verwickelten Verhältnissen. Er weiß von keinem Unterschied der Stände; der Sterbliche gilt hier, was er in und durch sich selber ist." Das von ihm entworfene Bild des Gebirgsbewohners ist beinahe in voller Ausdehnung auf jene der Malnitz anwendbar. Ein frommer, christlicher Sinn, Fleiß und Genügsamkeit zeichnen sie vor allen Möllthalern aus. Lange Zeit hindurch standen die Gemeinden von Malnitz, Stapitz, Döfen und Rabisch (alle slavischen Ursprunges) in seelsorglicher Beziehung unter der Pfarre Obervellach, und in Malnitz stand nur eine kleine Kapelle, die jedoch im Jahre 1743 durch Wasserfluthen gänzlich zerstört und hinweggerissen wurde. Erst im Jahre 1788 vereinigten sie sich in eine selbstständige Pfarrgemeinde, und bauten hierauf aus eigenen Mitteln eine neue Kirche, zu welcher Mathias Gröchenigg (vulgo Oberthomaser) den Grund schenkte, jedoch mit Vorbehalt für sich und seine Nachkommen, daß von demselben die Grundsteuer wie zuvor zu entrichten sei. Diese Kirche wurde am 10. Juli 1758 geweiht, und bald darauf hielt P. Freyt, Priester aus der Gesellschaft Jesu und Missionär in Malnitz, der Erste die gottesdienstliche Verrichtung. Auch besteht hier eine sehr zahlreich besuchte gut bestellte Schule.

Wir treten nun in das Dorf Malnitz selbst, und stehen hier am Zusammenflusse zweier Gebirgsbäche. Der Eine, von dem die ganze Gegend den Namen trägt, führt in nordwestlicher Richtung in das sogenannte Naßfeld, wo er entspringt; der andere, der Seebach, fließt im weiten Bogen gegen Osten aus dem L a s s a c h e r = W i n k e l, den das Säuleck, die Hochalpen die ungeheuren Gletschermassen des großen und kleinen Elend, und an der äußersten Grenze der riesige Ankogel umstehen. Wir wenden uns ihm entgegen.

Heilige Schauer erfüllen die Brust desjenigen, der hier einsam wandelt, inmitten der erhabensten Natur, während ihres geheimnißvollen Schweigens! Jede Rückerinnerung an das Verlassene erlischt in seinem Innern. Ihn erfaßt die Allgewalt der Gegenwart. Staunend blickt er hinan zu jenen Urformen der göttlichen Schöpfungskraft, die mit nie lächelndem Ernste ihre Häupter in den Aether tauchen. Ein Punct, ein Nichts gegen ihre Größe, fühlt er in Demuth seine Ohnmacht. Doch, nur Momente sind es, die ihn auf diese Art zu erdrücken drohen. Sein Geist siegt über die Schwäche des Körpers; seine Seele erhebt sich über die Bekümmernisse des Daseins und mit triumphirender Kraft dringt er hinauf zu jenen verlassenen Gipfeln, durchforscht ihre Natur, bereichert sein Wissen, wird seiner selbst sich wieder bewußt, und kehrt stolz zurück von ihnen, die seinem Geiste reiche Nahrung gegeben. — Offenbar der schönste, der edelste Lohn, den der Mensch aus der Betrachtung der Natur zu ziehen vermag!

Doch nicht die Gestaltung der Gebirgsformen allein ist es, die uns hier interessiren darf, auch ein merkwürdiges Denkmal des geschichtlichen Rückblickes macht uns diesen Theil derselben wichtig. Es ist der sogenannte H e i d e n w e g

über den Korntauern, offenbar ein Werk der Taurisker, der Urbewohner jener Gebirge.

Der Korn- oder Hochtauern liegt westlich vom Ankogel. Seine Höhe beträgt 8000 Fuß. Von Malnitz bis an seinen Fuß durch das Stapitzthal gelangt man in einer Stunde. Hier liegt der kleine, sogenannte schwarze oder Malnitzer See, reich an Forellen und köstlichen Salblingen, von denen die Herrschaft Trabuschgen jährlich 2 — 3 Zentner über den Korntauern nach Bad Gastein von Trägern befördern läßt. Die Gegend selbst heißt der Seeboden, und bietet eine der gemächlichsten Gemsjagden des Gebirges. Nahe am See übersetzt man eine Brücke und steht am Fuße des Hochtauern. Von hier beginnt der Heidenweg (auch alte Saumschlag), wie man ihn nennt, obgleich in dieser tieferen Waldregion noch keine Spuren einer künstlichen Straßenanlage zu entdecken sind. Erst auf den Alpenweiden über ihr zeigen sich mehrere Reste eines sanft ansteigenden, mit Rasen überwachsenen, 3 — 4 Fuß breiten Weges. Unbezweifelte Denkmale der Römerstraße finden sich jedoch in dem Gerölle unter den Scheinbrettern, ein steiler ausgezackter Felsenkamm, der einen großen Theil der Spitze dieses Tauern einnimmt.

Hier gewahrt man schon beträchtlich lange Strecken *), die im Zickzack sanft sich erhebend, zwischen den Granit-, Schiefer- und Kiesel-Blöcken, die rechts und links in wilder Verwirrung aufgethürmt liegen, unter den schroffen Wänden der Scharte, dem Uebergangspuncte in's Salzburgische, entgegenführen. Der Weg ist da stellenweise mit 2 — 3 Schuh hohen, trockenen Mauern gegen die Tiefe unterbaut; meistens 6 — 8 Fuß breit, mit tafelförmig sich blätternden Steinplatten gepflastert, und mit feinem Grase überwachsen.

Die vorübergegangenen Jahrhunderte, als eben so viele Zerstörer der Gebirgswände, haben an diesem Menschenwerke zahlreiche Verwüstungen angestellt, so, daß man an vielen Stellen keine Spur mehr von demselben entdecken kann. Ob die noch vorhandenen, deutlich erkennbaren Rädereindrücke an dem Schieferboden von Wagen herrühren, wäre eine Behauptung, die sich nicht erweisen läßt. Auf der kärntnerischen Seite, beiläufig eine halbe Stunde unter dem Uebergangspuncte, befindet sich in einem Bassin von Granitfelsen der sogenannte kleine Tauern-See, dessen Oberfläche zum Theile mit ewigem Eise bedeckt ist. Von diesem münden sich gegen den Bergabhang zwei natürliche Canäle. Ueber einen derselben geht die alte Straße mittelst eines gepflasterten Weges; der andere hingegen konnte auf diese Art nicht geschlossen werden, weil sonst die Gewässer des See's keinen Abfluß gehabt, und somit die Straße gewaltsam durchbrochen haben würden. Hier geht sie nun durch die Tiefe unter das Eis, und kommt jenseits wieder zu Tage. Von da zieht sie um einen felsigen Hügel in sanften Windungen der Scharte zu, und kömmt auf salzburgischen Boden. Von da abwärts senkt sie sich in die Tiefe des Anlaufthales, und verliert sich endlich bei der Erinnerungs- oder Langbahrbrücke daselbst

---

*) Siehe „Carinthia" 1839, Nr. 42.

mit dem Wege, der von hier über Pöckstein hinaus in das breite Thal von Gastein führt. Auch auf salzburgischer Seite soll dieser Römerweg an vielen Stellen ebenfalls nicht nur erkennbar, sondern im Kahr des Todtenstein mit einer, mehr als mannshohen Schützmauer gegen die Tiefe unterbaut sein.

Die Bergbaulust der vergangenen Jahrhunderte verursachte im Möllthale, besonders zu Zeiten der Römer, auch einen häufigen Verkehr mit dem Mutterlande. Daraus läßt sich mit vieler Wahrscheinlichkeit erklären, wie die Römer, die durch die Hindernisse der Natur sich durchaus nicht abschrecken ließen, wo es galt, einen wichtigen Zweck zu erreichen, es nothwendig finden konnten, diesen beschwerlichen Weg über ein so hohes, unwirthbares Alpenjoch anzulegen.

Auch noch in späterer Zeit scheint dieser Saumweg häufig benützt worden zu sein, besonders damals, wo der Handel mit Getreide, Wein, Branntwein, Essig, Oel, Honig, getrockneten Früchten, Flachs, Blei, Eisen, Seidenzeugen, Spezereien und dergl. in das Salzburgische, — mit Leder, Leinwand, Holzwaaren und Salz herwärts noch bedeutend war. Da zogen ganze Caravanen beladener Pferde durch Obervellach, wo noch jetzt eine Gasse, in der man sich sammelte, die Samgasse heißt. Als aber der Transport dieser Waaren und selbst der des Salzes andere minder beschwerliche Straßen gefunden hatte, hörte auch die bisherige häufige Benützung dieses Weges allmählig auf, und nur Einzelne vertrauen sich und ihr Gut seinen Gefahren, selten jedoch im Sommer, sondern meistens nur im Winter, wo Eis und festgefrorener Schnee den ganzen Gebirgsabhang mit ihrer glatten Fläche überziehen. Da geschieht es nicht selten, daß kühne Waghälse auf einem Brette, das ihnen statt des Schlittens dient, mittelst eines Strickes und großen Stockes, nothwendig zur Lenkung, die entsetzliche Höhe von 8000 Fuß bis in die Sohle des Stapitzthales in der unglaublich kurzen Frist von kaum mehr als einer Viertelstunde zurücklegen.

Gerne und häufiger wird dagegen der niedere oder Naßfelder- auch Malnitzer-Tauern gewählt und erstiegen. Ein Weg, dem Laufe des Malnitzthales entgegen, führt in einer Dauer von 3 Stunden Länge durch enge Schluchten zu seiner Höhe zwischen dem Gemskogel und der Namingspitze. Dort steht seit der jüngsten Zeit ein gemauertes Haus, zum Schutze der Reisenden erbaut, und wird von Malnitz aus mit den nöthigen Lebensmitteln versehen. Bei verführerischen Nebeln und während der Gewitterstürme ruft den Wanderer seine Glocke. Auch eine Stunde unterhalb findet er eine gemauerte länglichte Kapelle, hinreichend Raum bietend dem Ermüdeten und Obdachlosen. Was überhaupt von allen Alpenreisen gilt, findet insbesondere in erhöhtem Grade seine Anwendung auf die Reise über diesen Tauern. Unverläßlich und oft trügerisch sind die Geister der Gebirge. Darum sind keine Vorsichtsmaßregeln außer Acht zu lassen, und dort wo die eigene Erfahrung nicht ausreicht der Rath der Einheimischen zu befolgen. Eigensinniges Verfahren auf oft beschränkten Ansichten hat Manchem schon den Tod gebracht in jenen Regionen.

Auf der Seite von Salzburg führt der Weg zunächst über die große Mulde des Naßfeldes, einst der Boden eines Urwild-See's, der aus den Schnee- und Eisfeldern der Schlapperebene und des Höllkahr's seine unversiegbare Nahrung empfing. Gegenwärtig ist sie mit ihren Gebirgsabhängen umher eine große vortreffliche Alpe. „Alle Füße und Schultern der Berge," sagt Muchar, „alle Thäler und Kahre bis an das Gletschereis und die ewige Schneewelt hinan, sind mit einem grünen Teppiche aromatischer Weide überfüllt, welche mehreren Tausend Stücken Vieh, 4000 Schafen, Ziegen und Böcken, 200 Kühen, 200 Pferden, über 200 Galtrindern im Sommer hindurch Futter gibt, und mit 21 Sennhütten besetzt ist." Vor dem Jahre 1573 wurde diese Alpe ausschließend von den Kärntnern benützt, „bei anwachsender Bevölkerung in der Gastein aber wurden sie daraus verdrängt, weil die Gasteiner behaupteten, daß ihnen der Nutzen um den Ursprung der Ache gebühre, nachdem sie deren Verheerungen so oft erdulden mußten" (Koch-Sternfeld). Die gerichtliche Urkunde vom obigen Jahr bestätigte ihr Recht. Kein Freund erhabener Natur versäume die Wahl eines geeigneten Standpunctes auf der Fläche desselben, um den Riesen-Reigen der Tauern zu bewundern, die hier in voller Majestät das Naßfeld umgürten. Die weitere Verfolgung des Weges führt uns an dem Schleierfalle, dem Bären- und Kesselfalle vorüber, prachtvolles Schauspiel der unerschöpflichen Natur, im höchsten Grade lohnend jede Stunde der Betrachtung, vorzüglich dann, wenn wir unsern Standpunct in der Nähe des Schleierfalles bei der sogenannten „Steinkanzel" nehmen. An der Aufzugsmaschine des Radhausberges vorbei, gelangen wir nach Böckstein, und von dort nach Bad- und Hof-Gastein.

So lange der süddeutsche Handel blühte, und auf der Tauernkette reiche Gold- und Silberminen aufgeschlossen blieben, erhielt dieser Saumweg auch merkantilische Wichtigkeit. Als aber Venedig's Seemacht und Handel dahinschwanden, und der Bergsegen versiegte, verödete auch er. Jetzt dient er nur einzelnen Reisenden oder Curgästen aus Gastein, die tagelangen Umweg ersparen wollen, oder den Trieben von Zug- und Schlachtvieh. Von Waaren geht größtentheils nur Getreide aus Oberkärnten nach Böckstein, nach Bad- und Hof-Gastein, und in's obere Pongau und Pinzgau hinab. Nicht ohne Interesse und Theilnahme ist in dieser Beziehung zu sehen, wie die unverdrossenen, fleißigen Bewohner von Malnitz das Getreide über den Tauern liefern. Drei bis vier Vierling (ungefähr 5 — 6 österr. Metzen) Korn oder Weitzen werden auf ein Saumpferd gelegt, und dazu binden sie noch ganze Bündel Fichten- und Tannenäste. Damit erklimmen sie, meistens Mehrere in Gesellschaft, den Tauern. Ist der Schnee noch nicht hart genug, so bringen sie ihre Bürden entweder ganz nach Böckstein, oder noch weiter hinüber; denn unter solchen Umständen ist es für Vieh und Menschen bei trübem Wetter am gefährlichsten. Leicht ist da die rechte Bahn verfehlt; oder es hält der Schneeboden nicht festen Tritt, das Lastthier verliert ermattet das Gleichgewicht, und dann stürzt Alles rettungslos in den Abgrund. Hat aber der Schnee im strengen Winter oder selbst im Sommer die gehörige Festigkeit erreicht, so werden am

Gipfel des Tauern die Thiere entlastet, die Getreidesäcke auf die mitgebrachten grünen Aeste gelegt, bis zu einem gewissen Puncte von Menschen fortgeschleppt, dann losgelassen, worauf sie mit Blitzesschnelle in die Tiefe fahren. So geht es fort, bis alles Getreide heruntergeschafft ist. Indem sie die Pferde mit einem Begleiter wieder heimwärts senden, setzen sich die übrigen Führer auf die letzte Ladung selbst, und fahren mit ihr auf die gleiche Weise den steilen Berg hinab. Vorne sitzt der stärkste und gewandteste Mann, der mit einem großen eisenbeschlagenen Stocke die ganze Fahrt leitet. Sind sie zur Thalessohle gelangt, so ziehen sie die Last entweder eine Strecke lang fort, wenn der Boden es gestattet, oder sie tragen vierlingweise (beiläufig einen Zentner schwer) dieselbe an Ort und Stelle, so daß sie oft bei der grimmigsten Kälte des Winters vom Schweiße triefen.

Groppenstein.

Der zweite Sitz adeliger Geschlechter aus den Zeiten des Mittelalters, dem wir bei unserer Wanderung durch das Möllthal begegnen, ist die Ritterburg Groppenstein. Eine Viertelstunde von Obervellach entfernt, sehen wir sie dort, wo über den Malnitzbach eine Brücke führt, zur rechten Seite der Straße, auf einem Glimmerschiefer-Felsen thronen, dessen senkrechte Wände an zwei Seiten bei 50 Klafter hoch emporsteigen über den Wellen des Wildbaches, der seinen Fuß, einen natürlichen Wassergraben der Burg bildend, rauschend umfließt, und bald darauf gegen Süden in die Möll sich ergießt.

Die Zeit ihrer Erbauung und ihrer Schicksale bis zum Jahre 1271 liegt im unenthüllten Dunkel, und keine Geschichte hat es bisher aufgehellt. Erst von jenem Jahre angefangen sprechen die Beweise durch Urkunden. Ihnen zu Folge war die Familie der von Groppenstein bis zum Jahre 1486 im Besitze dieser Burg, wo mit Conrad dieses Namens der Mannsstamm dieses Geschlechtes ausstarb. Käufe, Schenkungen, Belohnungen, Stiftungen und Zeugenschaften, das sind die Berichte, die wir aus einer Reihe von 200 Jahren von den verschiedenen Gliedern dieser Familie kennen lernen. Arm, wie ihre Zeit, waren auch ihre Thaten.

Von den Groppensteinern ging der Besitz dieses Schlosses an die Khevenhüller (nachherigen Grafen von Frankenberg), sammt den Burgfrieden und allen Rechten und Gerechtigkeiten, eigenthümlich über. Bartlmä Khevenhüller (Graf zu Frankenberg) und seine Gattin Regina, geb. Freiin von Thanhausen, erscheinen als die letzten Besitzer aus dem Hause der Khevenhüller; denn durch seine zweite Gattin Anna, geb. Gräfin von Schermberg und Goldegg, fiel dieses adelige Gut in den Jahren 1580 an die Grafen von Schermberg. Von diesen ging es durch einen unbekannten Erwerbstitel an die Fugger, Grafen zu Weißenhorn und Kirchberg, als Eigenthum über. Nach ihnen erschienen im Jahre 1591 die Herren von Hollenegg im Besitze; Adam Jakob von und zu Lind auf Rakonitz im Jahre 1644, dessen Erben dieses Schloß am 7. März 1667 an Christoph Unger verkauften,

der es noch selbst bewohnte, und nach kurzem Besitzthume am 5. Februar 1693 an die Familie der Freiherren von Sternbach, namentlich an Anton Wenzel, käuflich überließ, die noch gegenwärtig im Besitze desselben ist.

Größtentheils noch wohlerhalten, ja selbst bewohnt in ihren Räumen, ist es auch lohnend, sie näher zu besichtigen. Der Weg führt rechts vom Wirthshause an der Raufen, hart an der Brücke über die Malnitz zu ihr empor. Er ist durchaus in Felsen gehauen und hat noch jetzt zu beiden Seiten eine zwei Schuh hohe Schutzmauer. Am halben Wege zur Burg steht rechts die Kirche Groppenstein, nun ein Filiale von Obervellach. Etwas unter dieser Kirche sieht man die Ruinen des Hauses, in welchem der Schloßkaplan wohnte, von dessen Dotation noch jetzt einige zur Herrschaft Groppenstein gehörige Unterthanen den Namen der „Schloßkaplaneier“ führen.

Der Felsen, sammt der Burg auf ihm, steht bloß an der Westseite mit dem Bergabhange in Verbindung; denn hier befindet sich die einzige Eingangspforte in der hohen, dicken und mit Schießscharten versehenen Ringmauer, von der die Hauptgebäude der Burg eingeschlossen sind. Längs der ganzen Verbindung derselben mit dem Berge läuft ein Wassergraben, der nach Aussage der Nachbarn noch vor 60 Jahren mit ab- und zufließendem Wasser versehen gewesen sein soll. Ueber denselben führt eine Brücke in den Schloßhof. Sie liegt dermalen fest, konnte aber früher durch die an der Mauer noch befindliche hölzerne alte Rolle aufgezogen werden.

Das Schloß selbst bildet ein länglichtes Viereck von zwei oberen Stockwerken. Die unteren Abtheilungen sind sämmtlich aus dem Felsen gehauen und im besten Zustande. Im ersten Stockwerke befindet sich ein Saal mit zwei Nebenzimmern. Diese Letzteren sind ganz mit Zirbenholz ausgetäfelt. Im zweiten Stockwerke ist der Rittersaal mit einem Nebenzimmer.

Merkwürdiger jedoch, als das Schloß, ist der vor demselben stehende Thurm, erbaut im regulären Geviert. Er hat die bedeutende Höhe von 30 Klaftern, 6 Klafter in der Breite, und die Mauer desselben ist 7 Schuh dick. Vom Boden bis zu einer Höhe von 8 Klaftern ist er ganz geschlossen, und stand erst in jener Höhe durch einen Gang mit dem Schlosse in Verbindung. Von diesem Eintrittspuncte in den Thurm, der gegenwärtig nur mittelst einer hohen Leiter zu erreichen ist, theilt sich der innere Raum in zwei Stockwerke abwärts, deren Mitterböden bereits eingestürzt sind, und in fünf geräumige Etagen aufwärts, die, mit schlechten Unterböden versehen, durch steinerne Treppen in Verbindung standen. Die vom dritten in den vierten führte durch eine Höhlung in der Mauer.

Einige Schritte nördlich vom Schlosse ist ein Standpunct, vorzüglich geeignet für die Betrachtung eines höchst interessanten Schauspieles. Hoch überragend umhüllt dort das schwarze Gestein mit schauerlich nächtlicher Dämmerung die brausenden Gewässer der Malnitz, die hier einen prachtvollen Absturz bildet.

Söbriach.

Unfern von Groppenstein liegt nördlich von der Straße auf mäßiger Erhöhung das kleine Pfarrdorf Söbriach. Die Kirche daselbst soll, einer alten Sage zu Folge, auf den Trümmern eines heidnischen Tempels erbaut, und mit St. Peter im Holz am Lurnfelde, eines der ersten christlichen Gotteshäuser im heutigen Oberkärnten gewesen sein. Sie selbst wurde im Jahre 1496, ihr Altar aber erst 1516 eingeweihet, und erhielt im Jahre 1823 ihre gegenwärtige renovirte Gestalt. Nördlich, dicht über dem Dorfe, stehen auf der Spitze eines Bergkogels die Ruinen des Stammhauses der nun längst ausgestorbenen Ritter von Söbriach, rühmlich bekannt in der Geschichte von Kärnten und Krain. Von dem ganzen Gebäude ihrer einstigen Burg sehen wir jetzt nichts als einen einzigen unter dem Namen der Thurm-Mauer bekannten Ueberrest. Hohe Fichtenstämme, Geburten verlassener Einsamkeit, überschatten sie mit ihrem düstern Dunkel.

Bleibender jedoch, als durch den stolzen Bau ihrer nun längst gebrochenen Veste, bewahrten die Edlen dieses Geschlechtes das Andenken ihres Namens durch Thaten vor Vergessenheit. Am hervorragendsten von ihnen ist Sigmund von Söbriach, Landeshauptmann in Krain und Herr zu Mokritz. In dem berühmten Aufgebote vom Jahre 1446 gegen die Ungarn, wo die edelsten Familien aus den Landen Steier, Kärnten und Krain mit Gemeinsinn und Thatkraft, Leib und Blut und Habe freudig dem bedrängten Vaterlande weihten, war es Sigmund, der mit ihnen zugleich bei Radkersburg sich besonders ausgezeichnet hatte. Von seinen beiden Söhnen stiftete Christof am 19. Februar 1514 das Benefizium zu St. Magdalena im Dome zu Laibach. Das Patronatsrecht hierüber soll nach seinem und seiner Erben Ableben dem Bischofe von Laibach zustehen, und er verspricht auch, gedachte Lehensgüter von dem Landesfürsten zu ledigen. (Valvasor.) Die früheren Ritter von Söbriach finden wir vom Jahre 1271 bis 1459 als Zeugen, Stifter und unter sonstigen Verhältnissen. Achaz von Söbriach, ein Kärntner aus dem Ritterstande, war um das Jahr 1500 Bischof von Triest. Nach Megiser vertauschte Heinrich von Söbriach schon 1280 seinen Geschlechtsnamen mit dem von Gschieß.

Die allzeit geschäftige Tradition hat ihren schuldlosen, kindlichen Zauber auch über diese Gegend verbreitet. Der niedere Gebirgszug jenseits der Möll, zwischen Obervellach und Söbriach heißt der Launsberg. Dort soll einst eine gleichnamige Burg gestanden sein, deren Reste aber längst spurlos verschwunden sind, so wie die Namen und Thaten ihrer Bewohner. Die Sage erzählt nun, vor grauen Jahren sei an der Stelle des jetzigen unteren Möllthales ein See gestanden, aus dem die nachbarlichen Burgen von Launsperg und Söbriach hervorragten. Ueber den Wogen jenes See's nun soll ein Launsperger der Tochter eines Söbriacher, wie Leander und Hero, nächtliche Besuche gemacht haben.

Flattach.

Noch vor einem Jahrhunderte hatte dieser Ort, eine Stunde westlich von Söbriach, hart an der Seite unseres Weges, noch ein unbedeutendes Kirchlein, ohne eigenen Priester, die ganze Gemeinde war der Pfarre Obervellach einverleibt. Da sich jedoch der Erzbau in der nahen Fragant in kurzer Zeit zu einer erfreulichen Höhe gehoben hatte, zeigte sich auch das Bedürfniß eines eigenen Religionslehrers. In Folge dessen wurde die bisherige Filialkirche zur selstständigen Pfarre erhoben.

Johann Gottlieb Graf von Stampfer, Inhaber des Bergbaues, in thätiger Wirkung mit der Gemeinde, ließ die dortige Kirche erweitern, das Pfarrhaus bauen, und dotirte am 10. April 1737 durch ein an der Herrschaft Trabuschgen radicirtes Kapital von 4000 fl. — ursprünglich den Ortspfarrer.

Eben jenes früher erwähnte Steigen der Möll, in Folge der Regengüsse am 20. Sept. 1840, erzeugte auch in Flattach einen Grausen erregenden Anblick. Dieses Dorf zählt 20 Häuser, von denen nur 3 oder 4 bewohnbar blieben. Die Uebrigen waren von Außen und Innen mit Steinen, Schutt und Schlamm bedeckt. Der Schaden betrug gegen 8000 fl. Selbst einige Menschen wären ein Opfer geworden, würden sie nicht mittelst Stricken von muthvollen Menschenfreunden aus der tosenden Fluth gerettet worden sein.

Aeußere und innere Fragant.

Eine halbe Stunde von Flattach entfernt, liegt am gleichnamigen Bache das Dorf **Fragant**. Der Bach selbst entspringt aus dem Murnig-See im Innern des Gebirges gegen Norden, dort, wo an den Grenzen von Kärnten und Salzburg der Trammerkogel mit seinen Gletschern, der Goldberg, der Herzog Ernst u. a. m., als kühne Wächter stehen. Die Gegend, die sie mit ihren Ausläufern längs des Baches umschließen, heißt sammt den beiden Dörfern die **äußere** und **innere** Fragant. Wo der Sadingbach mit der Fragant sich vereinigt, steht in seinem hohen Thale das Alpendorf Innerfragant. Eine Stunde aufwärts gegen Norden gelangt man auch nach Klein-Fragant, Eigenthum der Freiherren von Sternbach, eine romantische Alpengegend am Fuße der Wurten. Hier befand sich ein in früherer Zeit nicht unbekannt gewesenes Mineralbad. Das große hölzerne Badhaus, als Wohnung für Badgäste, besteht noch, die Badküche jedoch, bis auf den ungeheueren Rauchfang, wurde vor 25 Jahren abgetragen. Die älteste Jahrzahl, die man unter den vielen Namen der Gäste noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhundertes lesen konnte, zeigt in einem Zimmertheile das Jahr 1626 eingeschnitten. Der letzte Badmeister, der diese Realität in Pacht hatte, ist im Jahre 1823 von demselben ausgetreten. Die Wasserquelle sprudelt nur einige Schritte hinter dem Badhause hervor, hatte einen Wasserkasten, der nun auch eingestürzt, und überhaupt die ganze Anstalt sehr verfallen ist. Nichts ist hier unver-

ändert geblieben, als die ewig schöne Natur mit ihren zwei herrlichen Wasserfällen in der Nähe, und ganz geeignet zu einer Alpenkur-Anstalt.

In der Richtung gegen Westen gelangt man von Inner-Fragant in zwei Stunden zu dem, im Jahre 1689 von einem Hirten entdeckten Kupferbergwerke am Knappenberge. Es hat zwei Hauptgänge: die Josefi- oder Fundgrube, und den Salvator-Gang. An jedem wurden 5, an diesem 6 Stollen zugebaut, die 400 und 480 Klafter Länge haben.

Die Förderung der gewonnenen Erze bis zur Schmelzhütte in Hüttendorf, gegenüber von Flattach, am rechten Ufer der Möll, ist eine eben so beschwerliche, als für den Beobachter interessante Arbeit. Sie findet jederzeit nur im Winter bei hinreichendem Schnee Statt.

Zuerst werden die Wege in Bereitschaft gesetzt, und dann sammeln sich die Arbeiter (gewöhnlich 30 — 40 an der Zahl), jeder mit einem Handschlitten und guten Fußeisen versehen, bald nach Mitternacht am Erzberge. Das Erz, in grobe Säcke gefüllt, wird auf die Schlitten geladen. Jeder derselben erhält zwei, deren Gesammtgewicht bei verschiedener Größe mehr als 620 Pfund beträgt. Ist die Verpackung gehörig geschehen, dann theilt sich der ganze Zug in drei Abtheilungen, die man Pàisen nennt. Gegen zwei Uhr Nachts, nach vorhergegangenem Gebete um Abwendung eines Unglückes, beginnt die gefahrvolle Reise über schroffe und steile Wege abwärts. Nach drei Viertelstunden gelangt man zur sogenannten Puchertratte, wo sich ein geräumiges Erzbehältniß befindet. Nachdem die großen Säcke geleert, und der Inhalt in kleinere vertheilt worden ist, wird der Schlittenzug wieder aufwärts in Bewegung gesetzt, und 4 bis 5 Mal wiederholt, worauf der Weg für den kommenden Morgen abermals in den gehörigen Stand gesetzt wird.

Von der Puchertratte geschieht die zweite, bei weiten gefährlichere Erzsendung in schweinledernen Säcken ohne Schlitten, und dauert eine gute Stunde, bevor sie zur Erzkaun in der innern Fragant gelangt. Dieser Weg heißt die Rißen, und die Fahrt auf demselben fordert viele Aufmerksamkeit, wenn die ganze Ladung nicht verunglücken soll. Sie darf nie in gerader, sondern muß stets in schlangenförmiger Richtung geschehen, weil dadurch die Gefahr des Aufeinanderfahrens mehr vermieden, anderseits dem Führer das Zurückhalten der Last erleichtert wird. Jeder Sackzieher erhält 10 gefüllte, unter sich verbundene Säcke (à 130 Pfd.) und einen eilften, kleineren Sack, der ihm als Kutschbock dient. Erst dann, wenn das Erz einmal in der inneren Fragant ist, wird es auf Schlitten durch Pferde nach Hüttendorf geliefert.

Der Klausenkofel und die Steinwand.

Eine halbe Stunde hinter dem Dorfe Fragant gelangen wir zu einer Stelle, die durch einen im Jahre 1828 erfolgten Bergabsturz eine traurige Berühmtheit erlangt hat. In der Länge von einer Viertelstunde verschüttete er die Straße, die

Aecker und Wiesen mit Schlamm, Schotter und Steinen, mit großen Felsentrümmern und Baumstämmen zum Theile thurmhoch. Sie heißt der Klausenkofel. Dieser Absturz vom nördlich liegenden Grafenberge sperrte plötzlich alle Verbindung zwischen dem Bezirke Stall und Obervellach, und bildete durch seine, zwischen hohen Bergen und der Möll eingeengte Verheerung einen Entsetzen erregenden Anblick. Erst nach mehreren Tagen, nachdem die lockeren Theile der Trümmermasse sich los gemacht und das wilde Gewässer etwas sich gesetzt hatte, konnte auf die Wiederherstellung des Weges, dieser einzigen Verbindung mit dem oberen Möllthale, gedacht werden. Geld und Arbeit wurden aufgewendet, die Bezirkscasse erschöpft und verschuldet, Brücken und Wehren gebaut, Tausende von Zug- und Hand-Roboten den Insassen der beiden Bezirke auferlegt; aber alle Anstrengung scheiterte an der unbezwinglichen Gewalt des Wassers, das bei jedem Regenwetter eine abermalige Sperre des Thales veranlaßte. Nur ein Mittel blieb übrig: die Anlage einer neuen Straße über den vorstehenden Felsen des Klausenkofels, und somit die Preisgebung der am meisten bedrohten Stellen der ferneren Wuth des rasenden Elementes. Sie war im Frühjahre 1831 vollendet, und mit ihrer Herstellung einem Unglücke ähnlicher Art für die Zukunft begegnet.

Einen eigenthümlichen aber freundlicheren Anblick, als die grause Gegend des Klausenkofels, bietet die sogenannte Steinwand, entfernter von ihm. Am linken Ufer der Möll zieht sie sich beinahe eine halbe Stunde lang fort, und ihre kahlen Gneis- und Glimmerschieferwände, in allen Formen und Lagen aufgeschichtet, erstrecken sich bis dicht an das Dorf Stall. Von unten bis hinauf zur höchsten Spitze derselben hat der Fleiß der Menschen diese hohe Felsenwildniß zu benützen gewußt, und jedes, auch das kleinste Plätzchen, kaum zugänglich und mit etwas Erdreich bedeckt, zu einem Erträgnisse gebracht.

Stall.

Dort, wo die Felsen der Steinwand westlich sich abdachen, erhebt sich auf einer vielleicht tausendjährigen Erdlawine das Pfarrdorf Stall, ehemals Wildeck genannt. Einer Sage nach soll der Bach, der noch jetzt diesen Ort durchfließt, und von den Höhen des Stiefel- oder Sonnberges herabstürzt, die Zerstörung von Wildeck veranlaßt, und nichts als einen Stall verschont gelassen haben; — daher die Benennung. Gemäuer, auf die man beim Ackern durch das Pflugeisen geräth (besonders in der Nähe der Kirche), mehrere ausgegrabene Effecten, und endlich ein aufgefundenes altes Gemälde (noch bis zum Jahre 1825 vorhanden), welches das ehemalige Dorf Wildeck mit einigen schloßartigen Gebäuden vorstellte, geben für die Wahrscheinlichkeit jener Sage viele Gründe, besonders, da dieses Dorf selbst in neuerer Zeit von den Ueberschwemmungen dieses Gießbaches noch fortwährend bedacht ist. Ueberhaupt ist die Lage von Stall durch die einschließenden Gebirge stets gefährdet. Lange anhaltender Regen, große Massen geschmolzenen Schnee's, schwellen die zahlreichen Bäche, die aus ihnen entspringen, zu schneller,

furchtbarer Größe an; ja, sie lockern hie und da die Berge selbst, und lassen manchmal in entsetzlicher Art ihren Einsturz befürchten. Dieß war z. B. im Jahre 1826 der Fall, wo Stall, nachdem es sich aus der Asche des vorjährigen Brandes noch kaum erholt hatte, von den Gewässern des Sonn- und Gußingberges durch den Dorbach auf eine Grauen erregende Weise mit einer neuen Verwüstung bedroht wurde. Alles stürzte in den Tempel des Herrn und flehte auf den Knieen um Erbarmung, Hilfe und Rettung vor der gefürchteten Gefahr. Glücklich ging sie vorüber.

Eine Viertelstunde über dem Dorfe stehen auf einem steilen Hügel die Ruinen des alten Schlosses Wildeck. Der Umfang der noch sichtbaren Grundmauern läßt auf ihre einstige bedeutende Größe schließen. Der Weg dahin führt über die vor dem Dorfe liegende Bußtratte, am Rande des Sonnberges hinan.

Seit mehr als einem Jahrhunderte besitzt die Familie Jobst die Umgebung des Schlosses vererbweise, fällt aber nach dem Ableben des gegenwärtigen Besitzers an die Herrschaft zurück. Uebrigens bleibt es immer zweifelhaft, ob dieses Schloß jemals Wildeck geheißen habe, denn weder Megiser noch Valvasor, noch die unglaublich jüngere Juvavia machen von ihm Meldung. Urkundlich kommt nur das Schloß Stall vor. Wann diese Herrschaft ein Eigenthum des Erzstiftes Salzburg geworden, ist unbekannt. Vermuthlich bald nach der Christianisirung des Möllthales und der Errichtung der Pfarre Stall. Auch ist nicht unwahrscheinlich, daß das alte Schloß durch einen der Erzbischöfe erbaut worden, so wie aus Urkunden hervorgeht, daß auf demselben eine eigene Ministerialen-Familie seßhaft war. Im Dorfe selbst steht das neue herrschaftliche Schloßgebäude.

Die Pfarre Stall dürfte unter die ältesten im Lande gehören, und rücksichtlich ihrer Entstehung sich jenen von Obervellach und Sagritz anreihen. Sie begriff früher den ganzen Burgfried von Stall in sich, und die eigenen Pfarrbezirke St. Peter und Winklern waren ihre Filialen. Daher hatte sie im 13. und 14. Jahrhunderte 3 — 4 Priester. Im Jahre 1336 war hier auch ein Erzdiacon.

Die jetzige Pfarrkirche hat Spuren der gothischen Bauart, soll jedoch nicht die Erste sein, die hier bestanden hat, nachdem die frühere durch das oben erwähnte Naturereigniß ebenfalls zu Grunde ging.

Vor dem Brande im Jahre 1825 hatte sie ein schönes Glasgemälde, den Pfarrer im Kirchenornate knieend vor dem Altar des heil. Georg vorstellend, mit der Rundschrift: „Johann Gebhard, Pfarrer zu Stall, 1520."

Das jetzige Nessingerhaus, auch Grimnig genannt, ist das Stammhaus der vielfältig ausgezeichneten, altadeligen und freiherrlichen Familie von Grimnig.

Als sämmtliche in Kärnten gelegene salzburgische Herrschaften, somit auch Stall, durch den Lüneviller Friedensschluß an das Erzhaus Oesterreich kamen, wurde die Herrschaft Stall bis zum Jahre 1826 durch einen eigenen Pfleger, dem ein Controlor beigegeben war, als Cameralgut verwaltet. In jenem Jahre jedoch wurde sie, gleich andern Staatsgütern feilgeboten und an Herrn Friedrich Ritter von Kreitzberg mit allen darauf haftenden Lasten und Verbindlichkeiten, mit Aus-

nahme der Gerichtsbarkeit, die sich der Landesfürst vorbehielt, um die Summe von 21,015 Gulden Conv. Münze verkauft. Gegenwärtig ist sie ein Eigenthum des Herrn Ferdinand von Ilitzstein.

St. Peter zu Rangersdorf.

Dieses Pfarrdorf an der Straße von Stall ist wegen eines Gemäldes merkwürdig, das ein hohes Alter auszeichnet. Es ist auf Holz gemalt, besteht aus einem drei Fuß hohen und eben so breiten Hauptbilde mit zwei Seitentheilen, die als Flügelthüren benützt werden, und gegen das Mittelbild zu schließen sind. Dieses stellt den Abschied der beiden Apostelfürsten St. Peter und Paul, und die Seiten desselben ihre Todesarten vor. Die innere Seite der Flügel enthält Scenen aus dem Leben, die äußere aber die Bildnisse der beiden Apostel. Vor dem Bildnisse des heil. Petrus kniet ein Mann, an dessen Seite ein Wappen (eine Pflugschaufel vorstellend) sichtbar ist. Am Rande sind die Worte: Petrus dictus — plebanus hujus loci 1425. Dieses Bild soll aus Rom hieher überbracht worden sein.

Nicht minder merkwürdig ist die im Kirchthurme befindliche Glocke, etwa 10 Zentner schwer, und wahrscheinlich über 1000 Jahre alt. Ihre Inschrift, obgleich gut erhalten, ist kaum lesbar. Die Tradition erzählt, sie sei vor 2—300 Jahren durch einen Bauer bei Gelegenheit seiner Ackerbestellung aus der Erde gegraben worden. Außer ihr wurden in derselben Umgegend vor= und nachher mehrere andere Geräthschaften zu Tage gefördert. Ihr zu Folge sei auch der Ort Rangersdorf 450 Klafter westwärts vom heutigen gelegen und zählte viele Bauernhöfe. Nun heißt diese Gegend der Graben. Da sei die erste Kirche für die Bewohner derselben gestanden; aber vor 6 — 700 Jahren, sammt dem ganzen großen Dorfe, durch eine furchtbare Erdlawine, begleitet von einer Ueberschwemmung, die aus dem Leinachthale kam, in Schutt begraben worden. Auch hier sind die Wunden der Vorzeit vernarbt, und die schrecklichen Furchen der Elemente, die so häufig da wüthen, sind durch den Fleiß und die Beharrlichkeit der Nachkommen wieder geebnet worden, so, daß diese Landschaft gegenwärtig keine auffallenden Spuren seines einstigen Jammerbildes zeigt.

Winklern.

Nach mehrstündiger bisheriger Wanderung gelangen wir endlich am Fuße des Penzelberges, der eine Stunde hinter Leinach (einer Filiale von St. Peter) gerade vor uns aufsteigt, an den Grenzpunct zwischen dem unteren und oberen Möllthale, nämlich nach Winklern, denn von hier beginnt das sogenannte Großkirchheim=Thal, welches bis hinauf nach Heiligenblut sich zieht. Anmuthig und reizend liegen hier die Dörfer Winklern und Reinthal, am Abhange des bebauten Penzelberges. Ueber beiden erhaben prangt inmitten dieses Gebirges die Kirche zum heil. Benedict.

Leider ist der Aufgang nach Winklern über Steingerölle und bemooste Felsentrümmer, wenigstens von dieser Seite, nur beschwerlich; dafür aber findet der Reisende sich reich entschädigt durch die lohnendste Uebersicht, besonders vom Glanzerfelde. Hier gegen Osten schweift der Blick zurück in die Gegend von Stall, und dort gegen Norden schwelgt er in den Bildern, die als neue, noch ungekannte Gemälde im reichsten Schmucke vor ihm sich entfalten. Schon erwachen durch sie die Ahnungen dessen, was im bezaubernden Spiele seine geschäftige Phantasie ihm vorgezeichnet hat, und mit dem immer weiteren Vordringen in die Tiefe des Möllthales und in die Nähe des Großglockners drängt der allgewaltige Eindruck der Gegenwart die Rückerinnernng an das kaum Genossene immer mehr und mehr in den Hintergrund seiner Seele.

Winklern und Reinthal sollen einst Märkte gewesen sein, und in der That werden sie in der Juvavia so genannt. Sie werden dort unter jene Besitzungen gezählt, welche im 13. Jahrhunderte vom Grafen Meinhard von Görz und dem Grafen Albert von Tirol an das Hochstift Salzburg verpfändet worden sind. Daß Reinthal ein Marktflecken gewesen sei, wird hier allgemein als bestimmt angenommen, und es ist unwahrscheinlich, daß in der geringen Entfernung von einigen hundert Schritten zwei Märkte bestanden haben; es müßte nur sein, daß beide zusammen nur Einen, den oberen und unteren, gebildet hätten.

Beide Dörfer scheinen auf den Ruinen eines Bergsturzes zu stehen. Eingeschlossen zwischen dem Dabernig- und Auerniggraben, sollen den Berichten der dortigen Bewohner zu Folge in der Alpe von Winklern zwei See'n bestanden haben, durch deren Ausbruch derselbe erfolgte. Durch dieses ausgebrochene Gewässer seien die beiden Gräben mit ihren Wildbächen entstanden, die fortwährend jene Oerter mit Gefahr bedrohen.

Die Kirche zu Winklern, früher eine Tochterkirche zu Stall, wurde im Jahre 1115 erbaut, und im Jahre 1510 vergrößert. Im Jahre 1525 war dort ein eigener Priester unter dem Namen Vicär angestellt. 1629 brannte sie ab, und wurde erst 1800, so wie sie jetzt besteht, hergestellt. Ihre Erhebung zur selbstständigen Pfarre erfolgte im Jahre 1787. Die älteste Thurmglocke ist 280 Jahre alt.

In Winklern steht auch ein alter 9 Klafter hoher Thurm am nordöstlichen Abhange des Dorfes. Der Sage nach gehörten zwei Grundstücke von der Ausdehnung dreier Huben zu demselben, und einem jeweiligen Pfarrer in Stall, als Grundherrn, werden dafür 3 Gulden als jährliche Dominikalgabe entrichtet. Er mag auch mit dem nicht fern von Reinthal gelegenen alten Schlosse Burgstall in Verbindung gestanden sein. In dem Hause neben diesem Thurme wurden die rühmlichst bekannten noch lebenden beiden Rechtsgelehrten, die Brüder Johann und Sebastian Jenull, geboren.

Auch die Familie der von Aichenegg hat in Winklern ihr Stammhaus. Sie kamen vor beiläufig 200 Jahren von Hall aus dem Innthale hieher, hießen früher Aicher, und wurden erst später in den Adelsstand erhoben.

Die Familie Manus, die um jene Zeit hier einen herrschaftlichen Besitz hatte, ist ausgestorben.

Westlich von Winklern liegt der Iselsberg. Er scheidet Kärnten von Tirol. Auf dem Wege zu seiner Höhe zeigen sich deutliche Spuren einer Römerstraße. Gegenwärtig ist er nur für leichte Wägen, und selbst für diese nur sehr beschwerlich fahrbar, besonders jenseits. Eine Badeanstalt hat hier seit vielen Jahren ihr Bestehen. Sie benützt drei Quellen: das Schwefel-, das Glieder- und das Magenwasser. Eben jenes schlechten Weges wegen kömmt sie jedoch in keine besondere Aufnahme und wird nur von der minderen Classe, aber immer mit gutem Erfolge benützt.

Ueberraschend lohnend ist unfern von ihr die Uebersicht des oberen Draúthales und eines Theiles von Tirol, bis hinauf nach Lienz, während dem Beschauer gerade gegenüber die abenteuerlich geformten Unholde ihre zerklüfteten Häupter in die Lüfte erheben.

Mörtschach.

Mit jeder Stunde, die wir jetzt vorwärts schreiten, wächst das Interesse unserer gespanntesten Erwartung. Die kolossalen Gebirgsmassen an der Grenze von Tirol und Salzburg, als deren Haupt und Fürst der eisige Großglockner im nordwestlichen Winkel Kärntens thront, sind einander näher gerückt; die zahlreichen Bäche, die sie ihrem Schooß entsenden, stürzen im schnelleren Laufe und mit verwüstenderer Macht in die Tiefe des Thales und spotten verachtend jedem menschlichen Widerstande. Ueberall, wohin wir blicken, lagern die hundertjährigen Spuren gräulicher Verwüstung. So sehen wir dort, eine halbe Stunde von Winklern entfernt, bei der Kirche „Maria in der Au," lieblich gelegen auf der sanften Erhöhung eines Wiesengrundes, den Kollnitzbach. Kaum geboren, bezeichnet er seinen kurzen aber eiligen Lauf in die nahe Möll durch Sandgeröll und abgelöste Steintrümmer, die er reißend vorwärts wälzt, und endlich, ein ewiger Feind jeglicher Cultur, vernichtend zurückläßt auf den keimenden und reifenden Saaten.

Eben so staunen wir dort bei dem Pfarrdorfe Mörtschach über die zahllosen Verheerungen des Astenbaches, der vom Nordwesten herab seine stürmischen Fluthen drängt. Noch jetzt umgeben das ganze Dorf eine Menge von Felsstücken, theils nackt, theis moosbedeckt, und Furchen, Gräben und Steinhügel sind die überall sichtbaren Denkmäler einer schauderhaften Stunde.

Die Kirche zu Mörtschach, früher eine Filiale von Sagritz, wurde im Jahre 1516 erbaut, und 1784 zur selbstständigen Curatie erhoben.

Von unberechenbarem Nutzen für die Thalbewohner würde das Ergebniß einer kunstverständigen Untersuchung sein, ob die unter ihnen allgemein verbreitete Sage, daß einstens außer Stadlern bei Mörtschach (in der Nähe des obern Plößnigg in Lassach) eine Salzquelle gewesen, gegründet sei. Oder schreibt sich dieselbe von einer Mineralquelle her, die in der dortigen Gegend auf der Kinderman'schen Karte angedeutet steht?

Sagritz.

Schon beim ersten Eintritte in das Möllthal an der Möllbrücke traten uns die Zeugen der Schreckensscenen entgegen, die durch den Ausbruch seiner Gewässer erzeugt werden, und übten die traurige Pflicht, eine lange Reihe derselben während unserer Wanderung schildern zu müssen. Fast sollten wir meinen, durch eine Verlängerung derselben unsere Leser zu ermüden, oder über den Schaudern des Thales die Größe und Pracht desselben zu vergessen. Doch die Natur selbst hat noch nicht geruht. Stürzt nicht dort zu unserer Linken der Waldstrom Wangeritzen hervor, der aus dem Gletscher der Petzeck, an der Grenze von Tirol, sein Dasein erhält? Verändert er in wilder Wucht nicht beinahe alljährlich seinen Lauf? Gibt er nicht, wie alle seine Brüder, durch Trümmer aller Art, mit denen er den Thalesboden beinahe in seiner ganzen Länge überschüttet, die wiederholte Gewißheit, daß sein trotziger Ungestüm durch alle Jahrhunderte bis zur Gegenwart ungeschwächt und ungemildert noch fortdauert?

Betrachten wir den Boden, auf dem wir, Mörtschach verlassend, dahinschreiten. Er ist wellenförmig. Ueberall starren zwischen den dürren Halmen der Gräser, die neben ihnen keimen, losgerissene Steine hervor, die nur der schreckliche Zufall hier zurückgelassen haben konnte. Der ganze breite Rücken, den wir hinansteigen, und auf dem das schöne Pfarrdorf Sagritz, hoch oben zur Rechten von der Straße, steht, mahnet uns durch seine Form, durch seine Unterlage, durch das, was aus ihm zuweilen hervorgegraben wird, an den gewaltigen Bergsturz des großen Mohrenkopfes, der vor undenklichen Zeiten hier Statt gefunden hatte. Stehen wir hier nicht auf den Trümmern einer verschütteten Welt?

Doch wir wollen das Bild des Schreckens nicht bis zum letzten Pinselstriche ausmalen. Es ist das Letzte dieser Art, was wir erblicken. Die Natur selbst scheint hier ausgetobt zu haben. Von nun an zeigt sie sich uns in ruhiger Erhabenheit. Was wir schildern mußten, sind bloß die fieberhaften Ausbrüche eines Riesenkampfes, dessen Schauspiel den Sterblichen nur in einzelnen und kurzen, aber auch furchtbaren Momenten gewährt ist. Die Stürme vertoben, die Wolken zerreißen, der Strahl der Sonne bricht wieder hervor. Sie beleuchtet zwar die Jammerscene, wo der Mensch mit weinenden Augen die Früchte seines Fleißes vernichtet sieht; aber sie leuchtet auch fort auf künftig bessere Tage, die sein Muth, sein Vertrauen, seine Beharrlichkeit und seine Liebe zur heimathlichen Erde wieder erzeugen. — Und so wollen nun auch wir im Gefühle des Vollgenusses uns ergötzen, wenn wir auf der Höhe von Sagritz hinblicken auf die Schönheiten, die hier vor unsern Blicken ausgebreitet liegen. Ein Bild der ruhigsten Größe stehen sie vor uns, und so mancher Alpengipfel, den wir im Goldglanze der lichten Dämmerung bewundern, wird mit seinem Schimmer der Gegenstand unseres sehnsüchtigsten Wunsches.

Ueberaus freundlich ist der Anblick des Pfarrdorfes Sagritz (Sagoritz, unter dem Walde) über die Felder hin, die nach jenem Bergsturze erst im Laufe

der nachfolgenden Jahrhunderte wieder hergestellt werden konnten. Auf dem Pfade dahin ist früher noch an unserer Straße eine Felsenwand, genannt der Springfelsen, bemerkenswerth. Ein gneisartiges Gestein, und nicht fest in seiner Verbindung, ist dasselbe zur Regenzeit sehr gefährlich, denn das Wasser dringt in die Klüfte, und löst ganze Blöcke von der Hauptmasse desselben los. Selbst die Einheimischen wandeln diesen Weg, dessen Umgebung mit einer Menge solcher Felsentrümmer bedeckt ist, nur mit Furcht.

Die Geschichte belehrt uns, daß in Sagritz, so wie zu St. Peter im Holz, in Pusarnitz und Obervellach, schon in den ersten Zeiten des Christenthums im Norikum, eine Kirche bestanden habe. Der Bau der jetzt bestehenden wurde im Jahre 1779 vollendet. Die jetzige Antonikapelle scheint der viel frühere Versammlungsort dieser Gemeinde gewesen zu sein. Die Kirche enthält ein Bildniß ihres heil. Patrones Georg auf dem ganz freistehenden Altare. Es ist ein Geschenk der durchlauchtigsten Erzherzogin Marianna von Oesterreich, die in Klagenfurt ihre Residenz hatte.

Auffallend bleibt die Erscheinung, daß Sagritz eine Propstei des sehr entfernten Stiftes Admont in Steiermark, und wie dieses überhaupt in diesem äußersten Winkel Kärntens, in der Nähe des Großglockners, begütert werden konnte.

Die Salbücher dieses Stiftes, so wie einige dort liegende Original-Urkunden geben hierüber Aufschluß.

Ihnen zu Folge schenkte Reginher von Dobernik (ein Bruder des Swiker von Hollenburg) und dessen Gattin Petrissa, ihre Besitzungen zu Kirchheim dem Stifte Admont. Als Ritter Reginher bald darauf mit dem Kreuzheere nach Palästina zog, legte er neuerlich den Schenkungsbrief zweier Huben und einer Taferne bei Dobernik (ein großes Bauerngut zwischen Sagritz und Heiligenblut) zu Gunsten des Stiftes Admont auf den St. Blasienaltar der Schloßkapelle zu Friesach (wo er in der Nähe reiches Besitzthum hatte) und übergab ferners einen Hof zu Dobernik nebst 10 Huben am Zamelsberg und 8 Huben zu Glödnitz dem Stifte zu seinem und seines Sohnes Luitold Seelenheil. Eben so wandten auch sein Bruder Gebhard und seine Schwiegermutter Juditta, Edelfrau von Feistritz (deren Töchter Wendelburg und Kunigund zu Admont den Schleier genommen hatten), all' ihr Eigen in der Gegend von Kirchheim dem Stifte zu. Diese Schenkungen fallen in die Zeitperiode von 1168 — 1175.

Eine zweite eben so bedeutende Schenkung machte Graf Engelbert III. von Görz (um das Jahr 1170) mit den Gütern, die ihm nach seinem Ministerialen Irnfried zu Sagritz heimgefallen waren. Es waren mehrere Meierhöfe und Alpentheile, wofür ihm Admont 30 Mark Silber in Gold und noch 10 Mark in Mobilien gab. Dadurch kam ganz Sagritz und die dortigen Alpen in des Stiftes Besitz. Es suchte nachfolgend sein dortiges Eigenthum durch mannigfache Zukäufe abzurunden, und hielt zur besseren Verwaltung desselben dort einen eigenen Stiftspropst sammt sonstigen Offizialen. Die Wohnung desselben war der gegenwärtige Litzlhof, nächst dem Pfarrhofe in Sagritz, und noch jetzt der Propsthof genannt.

Als im Jahre 1529 wegen des furchtbaren Einfalles der Türken der vierte Theil aller geistlichen Güter in Anspruch genommen wurde, brachte das Stift Admont auch seinerseits einen großen Theil seiner Güter zum Opfer dar, indem es mehrere Herrschaften verpfändete, andere verkaufte, und die gelösten Summen dem Staate überlieferte. Unter diesen verkauften Gütern war nun auch der Propsthof, eigentlich die Propstei Sagritz, welche damals Sigmund Freiherr von Dietrichstein um 2640 fl. überkam, wiewohl mit größtem Schaden des Stiftes, indem im Jahre 1601 der Werth dieser Herrschaft auf 40,699 fl. 14½ kr. angeschlagen wurde. Von Sigmund von Dietrichstein ging dieser Propsthof an Christof Weitmoser und im Jahre 1590 an Ludwig von Putz käuflich über, unter dessem Sohne Melchior sich die meisten hiezu gehörigen Unterthanen unabhängig kauften. Im Jahre 1620 kam dieser Sitz an Martin Strasser, der ihn nach seinem Tode seiner Wittwe und Tochter theilweise vermachte. Durch Heirath kam er an Bernhard Himmelberg, Ehegatten der Letzteren, die meisten noch übrigen Unterthanen sammt Grundstücken aber an Wilhelm von Litzlhofen.

Döllach und Großkirchheim.

Ein wehmüthiges Gefühl der Erinnerung ergreift unser Inneres, wenn wir von Sagritz abwärts, an der Kirche Maria Dornach vorüber, dort, wo aus zertrümmerter Felsenschlucht der Zirknitzbach zur Rechten hervorstürzt, das Dorf Döllach und hinter diesem das Schloß Großkirchheim vor uns liegen sehen. Billig fragen wir: ist dieß der Ort, wo das Glück der Vorzeit des Landes größte Reichthümer niedergelegt hatte? Wo einst eine bunte Menge arbeitsamer, zufriedener Menschen sich bewegte? Wo fast in jedem Hause Wohlstand und selbst Ueberfluß wohnten? — Ja, er ist's! Aber der Schimmer der edelsten Metalle ist erbleicht; an die Stelle des früheren fröhlichen Taumels ist die lautlose Ruhe der Armuth getreten; Mangel und Dürftigkeit haben sich allenthalben angesiedelt, und in den zerfallenen verödeten Gewerkhäusern seufzt die brotlose Bevölkerung nach Erwerb. Nichts von all' dem Reichthume der Vergangenheit ist geblieben, als die Rückerinnerung an Zeiten, denen die Gegenwart bitterlächelnd Hohn spricht. Kann das schuldlose Bewußtsein Ersatz leisten für ein verlornes Glück?

Sonderbar genug hat man zur Zeit des Wohlstandes die Errichtung einer eigenen Pfarre außer Acht gelassen, obgleich auch schon damals der Weg nach Sagritz, zumal im Winter, nicht minder beschwerlich sein mußte, als jetzt. Selbst das Benefizium hier besteht erst seit 100 Jahren, und ist eine Stiftung des frommen Sinnes mehrerer Wohlthäter. Die Namen Jänner und Vergoutz verdienen hiebei besonders genannt zu werden.

Eine zweite Stiftung aus den Tagen der Verarmung ist jener weibliche Verein von 5 — 6 Personen, die unter dem Namen der Regelschwestern den Unterricht der weiblichen Jugend zum Zwecke hatte. Das Institut hat sein eigenes Haus, seine eigenen Statuten, seine eigene Dotation, besorgt den Schul-

unterricht, und nimmt auch Mädchen in Pension auf. Man nennt die Mitglieder dieses Vereines „die versammelten Jungfern.“ Sie führen ein gemeinschaftliches Leben, jedoch ohne Gelübde. Ihre Tracht ist eine kurze braune Kleidung mit blauen Vortüchern und schwarzer niederer Haube, ohne alle klösterliche Eigenheit im Zuschnitte. Die Stifterin hieß Maria Schober, und der Stiftungs-, respective Schenkungsbrief ist vom 30. August 1757 datirt. Es ist das Einzige in Kärnten, seitdem jenes zu Villach, das gleiche Statuten und gleiche Tendenz hatte, unter der französischen Regierung aufgelöst, und nicht mehr organisirt, sondern die letzten noch lebenden Mitglieder desselben säcularisirt, und als Lehrerinen der Mädchenschule vom Staate besoldet worden sind.

Außer einigen wenigen hie und da zerstreuten Trümmern der Herrlichkeit, in der einst Döllach und Großkirchheim glänzten, ist der Fall des Zirknitzbaches das Interessanteste, was wir hier sehen können. Einen Gesammteindruck desselben genießt man von einer Anhöhe, nordöstlich von Döllach. Zerstückt in mehrere Abfälle, sehen wir ihn dort über eine 80 Klafter hohe Felsenwand hinabstürzen in einen grauenvollen Schlund, aus dessen Tiefe ein dumpfes Gebrüll zu unseren Ohren dringt, das der rückprellende Schall erzeugt. Ungleich merkwürdiger jedoch ist der Gang durch die sogenannte Grotte; ein hohes, wüstes, überhängendes Steingeklüfte durch das der Zirknitzbach nur gewaltsam zu bringen vermag. Nicht ohne Bangen und Zittern vertraut der Mensch diesen gefahrdrohenden, enggeschlossenen Klippen sein Leben. Er athmet dann erst freier, wenn er nach einigen Stunden mühsamen Emporsteigens hinaustritt in die luftige Lage des Hochthales am Fuße des Goldberges, des Trammerkogels und des Herzog Ernst. Die Gletscher, die sie umgürten, spenden ihre aufgelösten Gewässer den Tiefen des Thales, und auch der Zirknitzbach ist ein kräftiger Sohn derselben.

In einiger Entfernung westlich von Döllach steht das Schloß Großkirchheim. Mit demselben war eine ziemlich beträchtliche Gerichtsbarkeit verbunden, die sich über die Distrikte der Pfarren: Winklern, Mörtschach, Sagritz und Heiligenblut erstreckte, über welche Pfarren diese Herrschaft noch jetzt das Vogteirecht ausübt. Davon ging auch der Name auf die ganze Gegend über. Die landesfürstliche Gerichtsbarkeit dauerte bis zum Jahre 1809, wo sie aufgehoben wurde. Das Schloß ist wahrscheinlich von Melchior von Putz, einem Gewerken, im Jahre 1590 erbaut. Wenigstens stand diese Familie, als Eigenthümer des Bergbaues in der Goldzeche, im ersten Besitze dieser Herrschaft. Das Gebäude hat außer einigen stark mit Zirbenholz getäfelten und verzierten Zimmern keine Merkwürdigkeiten. Nach der Behauptung der Kenner sollen jedoch beim Eingange durch das Hauptthor einige goldhältige Steine eingemauert sein, zum Beweise des damaligen reichen Bergbaues.

Der Jungfernsprung und der Möllfall.

Fast sollten wir meinen, der unendliche Reichthum des Schönen und Großen, des Furchtbaren und Schrecklichen, der auf unserer bisherigen Wanderung durch das Möllthal unsere Sinne in Anspruch genommen hat, müsse die Phantasie ermatten, die Kräfte unseres Geistes erlahmen machen. Aber gerade das ist der besondere Vorzug, den uns die Genüsse der Natur bereiten, besonders in ihren mächtigeren Gebilden, daß sie die geistige Lebensthätigkeit ihrer Verehrer erhöhen, indem sie zugleich seine physische wohlthuend stärken.

Die Eigenthümlichkeiten des Möllthales sind von so reizender, so ausgezeichneter Art, daß eine Wanderung durch dasselbe, in der von uns gewählten Art, und eine gleiche Würdigung derselben zu den befriedigendsten Genüssen des Lebens gezählt werden kann und muß. Da ist nirgends tödtendes Einerlei, und selbst dort, wo die Erscheinungen dieselben sind, sind sie durch Form und Wirkung unter einander verschieden.

Die ausgezeichnetste Eigenschaft jedoch besitzt das Möllthal dadurch, daß bei einer Reise durch dasselbe das eigentliche und letzte Ziel derselben, nämlich der Anblick des Großglockners und des Gletschers, so lange unserem Auge entzogen bleibt, bis wir, vorbereitet durch alles früher Gesehene, und dadurch geläutert für seine Bewunderung, gleichsam schon an der Pforte des Riesentempels stehen, dessen erhabenste Zierde er beständig bleibt.

So haben wir bereits den größten Theil unserer Wanderung vollbracht; schon stehen wir gegen den Beginn desselben um mehr als 2000 Fuß höher; viel Großartiges haben wir gesehen und hat unsere Erwartung höher gespannt; doch, er selbst steht stolz und groß und noch verhüllt vor unseren Augen hinter seinen Bergen — über seinen Gletschern.

Aber schon verändern die folgenden Bilder der Natur ihren bisherigen Charakter. Ihre Formen sind gedrängter; der Blick in die Ferne wird beschränkter; die Wohnungen der Menschen sind zerstreuter und hangen nur hie und da an den wiesenreichen Abhängen, und die tiefe Einsamkeit, die uns von nun an umgibt, führt uns unwillkürlich in unser Inneres zurück.

Nur zwei Gegenstände gleicher Art sind es, die von nun an (wenn wir das Uebrige als unbedeutend auch unberücksichtigt lassen) unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen: D e r J u n g f e r n s p r u n g u n d d e r M ö l l f a l l, jener ein Sinnbild der zartesten weiblichen Milde, dieser der stürmischen männlichen Kraft.

An der, durch den Gradenbach stets gefährdeten Filialkirche P u t s c h a l und an der wildrauschenden Möll vorüber, ragt zur Linken der Straße eine beinahe senkrechte Serpentinwand mehr als 400 Fuß hoch empor, und über sie flattert im leisen Spiele des Windes ein weißes Silberband durch die Lüfte in die Tiefe. Es ist der Jungfernsprung. Sein weiter Wasserbogen zittert im Glanze der Sonne, er zerstäubt im Niedersinken und flimmert als Perlenthau auf den Blumen der Wiese, die zu seinen Füßen grünt, unter deren Gräsern er in den Wogen

der nahen Möll sich verliert. Ein schmuckes Hirtenmädchen des Gebirges soll ihm den Namen gegeben haben. Die Lust eines schlauen Jägers fürchtend, zog es die keusche Jungfrau heldenmüthig vor, durch den kühnen Sprung von der hohen Felsenwand lieber dem grausamsten Tode sich zu opfern, als der rohen Sinneswuth desselben zur Beute zu werden.

Beinahe durch die Länge einer halben Stunde wandeln wir bis Pockhorn durch eine Erlenaue. Sie scheint ein Product der Kunst, und ist doch nur lediglich ein Werk der Natur, erzeugt durch die Nothwendigkeit. Die frühere Straße zog durch die Ortschaften Rojach und Eichhorn wellenförmig an gefährlichen Abgründen vorüber, nicht selten bedroht durch Schneelawinen. Um ferneren Kosten und Gefahren zu begegnen, ward eine neue dort angelegt, wo wir sie jetzt betreten.

Eine kurze Strecke noch, und vor uns schließt sich das Thal. Ein Felsenwall verbindet die gegenüberstehenden Bergabhänge. Ein dumpfes Brausen dringt an unser Ohr. Wir verfolgen den Weg aufwärts. Das Brausen wird zum Donner. Wir treten näher, und vor uns gähnt aus grauenvoller Tiefe ein finsterer Schlund herauf, in dessen Nacht die ganze Möll mit schäumendem Donnergebrülle ihre eisgetränkten Fluthen stürzt. Es ist der vielgepriesene, berühmte „Möllfall“ am Zlapp!

Heiligenblut.

Unbeschreiblich ist der Eindruck der plötzlichen Ueberraschung, die uns bereitet wird, wenn wir, der nachtumgrauten Kluft des Möllfalles entstiegen, hinaustreten auf die lichtumflossene Höhe des Zlapper-Felsen und dort, wie durch einen Zauberschlag hervorgerufen, Heiligenblut (4506 F.), das erste Ziel unserer Wanderung, den bewunderten Gegenstand aller Freunde der Natur, inmitten seiner großartigen Umgebung, in schweigsam ruhiger Erhabenheit vor unseren Augen liegen sehen. Wer möchte in diesem Momente der trockene, unbeneidete Verstandesmensch sein, und mit kaltem Blute den Maßstab der auflösenden Zergliederung dort anlegen, wo der Mensch nur groß und edel sich erkennen kann in dem unwillkürlichen Gefühle der Bewunderung, die sein Innerstes erfaßt, in der stillen Anbetung dessen, der alle Schönheiten der Erde geschaffen hat, um uns auf göttlichem Wege seiner Verehrung entgegen zu führen? Im Qualm der Städte verliert der Mensch sich nicht selten selbst, und Empfindungen gleicher Art können in dem Getriebe des Alltaglebens nicht gedeihen, aber die Natur; denn in einer Höhe von mehr als 4000 Fuß, auf der wir hier stehen, und im Hinblicke auf jenen glänzenden Gipfel, der im Hintergrunde unseres Bildes dort noch um 7000 Fuß höher uns entgegenleuchtet, streift sie die Schlacken wohlthuend von unserem Gefühle, wenn wir nur nicht gänzlich verlernt haben, ihre Stimme zu vernehmen! — Doch wir wollen versuchen, unseren Lesern die Züge des Gemäldes vor Augen zu stellen, in welchen Heiligenblut vor uns erscheint.

Zu unsern Füßen sehen wir den Boden eines ziemlich breiten Alpenthales. Zwischen Erlengebüsch und unter dem Schatten düsteren Nadelgehölzes fließt durch Wiesen und an Feldern vorüber die Möll ruhig und sanft uns entgegen. Das nahe Rauschen ihres plötzlichen Sturzes hinter uns, läßt uns ihr zartes Rieseln vor uns nicht vernehmen. Zur Rechten von uns erhebt sich aus ihm im mäßigen Abfalle ein Hügel, angeschmiegt der steilen Fläche des Gebirges, die an jener Seite bis hinauf zur Höhe des Tauern sich zieht, über den der Saumpfad nach Rauris führt. Auf dem äußersten Gipfel jenes Hügels prangt die Kirche des Dorfes, und während rechts von ihr die Gruppe seiner hölzernen Häuser sich malerisch anreiht, ragt ihr Thurm kühn empor in den Luftraum. Zur Linken neben uns und im Hintergrunde vor uns steigt dunkles Gestein senkrecht aus dem Boden des Thales, wild überwachsen von finsteren Nadelwäldern bis hinan zu jener Region, in der nur niedriges Krummholz dürftig sein Dasein fristet. Dort jedoch, wo über jene Felsenwand des Hintergrundes hoch oben im fernen Aetherblau die nackten Gebirge einander näher gerückt sind, starrt zwischen ihnen eingelagert ein lichter Streifen. Es ist der große Pasterzengletscher. Ueber ihm hinaus endlich glänzt der Gipfel des Großglockners in der eisigen Höhe seiner schwer besuchten Abgeschiedenheit.

Wer es vermöchte, den todten Buchstaben, die hier mehr zersplitternd als ordnend vor uns stehen, den belebenden Hauch jener Phantasie einzuflößen, die dann in uns rege wird, wenn unser Auge die zerstreuten Züge des großen Ganzen mit Einem Blicke umfassen kann! Und dennoch! Haben wir für das Schönste in der Natur, für das Erhabenste unserer Gedanken und Empfindungen mehr als Worte?

Viele Gründe machen es höchst wahrscheinlich, daß auch diese Gegend vor Jahrhunderten eine gänzliche Umstaltung erhalten habe; denn dort, wo jetzt am rechten Ufer der Möll eine Gruppe von Hütten, unter den Namen „Hadergasse,“ steht, war einst der Mittelpunct des See's (der Weissensee genannt), der mit seinen Gewässern das Thal bis zu den Anhöhen von Heiligenblut ausfüllte. Er brach sich vor ungekannten Zeiten am Felsen des Zlapp einen gewaltsamen Durchbruch, gab dem bewunderten Falle der Möll seinen Ursprung, und dem unendlich schönen Thale von Heiligenblut seine gegenwärtige Gestalt. Noch jetzt spricht die starke Versandung des Bodens und seiner Ufer, die man an den übrigen Feldern dieser Gegend nirgends findet, so wie die Menge der Höhlen in den Felsenwänden (offenbar ein Product des Wassers), als unwiderlegbarer Grund für diese Vermuthung. Wie ganz anders mochte dieses Bild damals beschaffen gewesen sein, wo im ruhigen Spiegel des See's, dem die zahlreichen Wildbäche und der ferne Gletscher stets reiche Nahrung boten, die majestätischen Formen, die ihn umgaben, und das Silberhaupt des Glockners dem Wanderer entgegen glänzten.

Die Entstehung von Heiligenblut führt uns zunächst in den dortigen herrlichen Gottestempel, in demselben auf seine Gründung und durch diese auf die

wunderbare Geschichte des sel. Briczius, der hier seit mehr als tausend Jahren in gläubiger Andacht und Frömmigkeit verehrt wird.

Briczius war ein Däne, und wanderte nach Griechenland, wo er sich unter Kaiser Leo durch militärische Großthaten, durch auffallende Talente und einen ungemein frommen Wandel ausgezeichnet hatte. Er ward Feldherr und des Kaisers Liebling.

Die stille Sehnsucht nach seiner Heimath wuchs jedoch im Laufe der Jahre zum unabweislichen Bedürfnisse in seiner Brust empor. Er entdeckte dem Kaiser sein Vorhaben, und bat in der Absicht, nach Dänemark zu ziehen, um dort an der Errichtung des Kreuzes Christi unter den Heiden mitzuwirken, um seine Entlassung.

Dieser, obgleich schmerzhaft fühlend den Verlust des Edelsten seiner Umgebung, ertheilte ihm dennoch die Zusicherung derselben, und trug dem treuen Feldherrn eine Gunstbezeugung an. Da bat Briczius den Kaiser um einige Tropfen des heiligen Blutes, das einst aus einer Hostie geflossen war, die eine freche Judenhand durchstochen hatte, und nun in der Sophienkirche zu Constantinopel allgemein verehrt wurde.

Mit Mühe nur erhielt er Gewährung seiner Bitte, und trat, gehüllt in Pilgerkleider und im Besitze dieses Heiligthumes, den weiten Weg in seine Heimath an. In Italien gelandet, zog er über die julischen Alpen den norischen entgegen. Eine stürmische Schneenacht überfiel den Unglücklichen in der Nähe von Heiligenblut, und er fand unter der Wucht derselben seinen Tod. Drei Weitzenähren, der Stelle seines weißen Grabes entblüht, ließen sich von Bergknappen entdecken. Sie fanden seine Leiche, und eine Schrift, an seiner Brust bewahrt, gab Kunde, wer er sei. Zwei Ochsen sollten den todten Körper zum Friedhofe ziehen. Doch plötzlich standen sie still, und weigerten sich, die Stelle zu verlassen. Der Leichnam wurde abgenommen, und an der Stelle beerdigt. Einen Ring und das Pergament nahmen die Bergleute zu sich.

Nach wenigen Tagen jedoch gewahrte man, daß ein Fuß des Todten aus dem Grabeshügel hervorrage. Er hatte einen Verband, unter demselben eine tiefe Fleischwunde, und in dieser ein kleines grünliches Halsfläschchen mit einigen Tropfen dunkler Flüssigkeit. Es ward herausgenommen, der Leichnam neuerdings begraben, und der geheimnißvolle Gegenstand dem Erzbischofe von Salzburg berichtet. Dieser wendete sich an den Patriarchen von Constantinopel und erhielt den ersehnten Aufschluß.

Und dieß war geschehen im Jahre 714.

Lange Jahrhunderte blieb die kleine Kapelle über dem Grabe des Briczius erbaut, der Sage nach der einzige und ursprüngliche Ort der christlichen Andacht in dieser Gegend. Erst das Jahr 1483 gab der jetzigen großen gothischen Pfarrkirche ihr Dasein, und durch sie dem einsamen Alpendorfe zugleich seine schönste und ungehoffte Zierde.

In ihr ist der Hochaltar besonders bemerkenswerth. Ganz aus Holz, besteht er aus drei gothischen Thürmen, und ist mit den schönsten Bildhauerarbeiten kunst-

voll geziert. Er hat zwei bewegliche doppelte Seitenflügel, die an der innern Seite Basrelief's aus Holz, an der Außenseite aber gute Gemälde des 15. Jahrhundertes enthalten. An den Seiten der Kirche sind Gallerien angebracht, und unter denselben 14 große Bilder, die Hauptmomente aus dem Leben und dem Tode des sel. Briczius vorstellend.

Links vom Hochaltare steht ein Thurm, der, sieben Klafter hoch, mit seiner Spitze bis zum Gewölbe der Kirche reicht. In Form einer pyramidenförmigen Säule, besteht er in drei übereinander gebauten Abtheilungen von Marmor, Gyps und Holz. In demselben wird in einer niedlichen Fassung, ähnlich einer Monstranze, unter vielfacher Sperre, in einem breitgedrückten grünlichen Fläschchen von etwa anderthalb Zoll Höhe das heilige Blut aufbewahrt und auf Verlangen auch gezeigt.

Fast in der Mitte der Kirche ist der Hinabgang in die Gruft, die von zwei Säulen gestützt wird. In ihr befindet sich das Grabmal des sel. Briczius. Es hat die Form eines Sarges mit einer Altar-ähnlichen Erhöhung beim Haupte. Auf dem Haupte liegt eine hölzerne Statue, den Seligen vorstellend. In früherer Zeit mußte sie beinahe alljährlich erneuert werden, weil von auswärtigen Pilgern, in kleine Splitter zerschnitten, viel fortgetragen wurde. Jetzt schützt ein Gitter um dieselbe diese Statue vor fernerer Verstümmlung.

Eine mit Bewilligung des Papstes im Jahre 1729 vorgenommene Eröffnung des Grabes, zeigte wirklich die zusammengelegten Gebeine eines Menschen von mittlerer Größe und im besten Alter, denn am Todtenkopfe mangelte auch nicht ein einziger Zahn. Sie wurden in ein sauberes Tuch gebracht, an ihren vorigen Platz gelegt, und das Grab wieder geschlossen.

Nördlich über Heiligenblut steht ein alter Thurm, Namens Kirchheimeck. Er ist nicht unwahrscheinlich ein Schutzgebäude für den Handel über den Tauern gewesen. In demselben sollen sich die der lutherischen Lehre ergeben gewesenen Gewerken und Bergarbeiter (an ihrer Spitze der reiche Gewerkherr und Eigenthümer von Großkirchheim, Melchior von Putz) zu ihren neuen Religionsübungen versammelt haben. Im Anfange des 17. Jahrhundertes wanderten sie jedoch theils aus dem Lande, theils kehrten sie zur alten Lehre wieder zurück. Ein Theil dieses Thurmes mußte im Jahre 1823 zur Erbauung der Kirche am nahen Kalvarienberge dienen.

Von Heiligenblut führt der Alpenweg über den Heiligenbluter-Tauern nach Rauris in das Salzburgische. Er wird von Reisenden häufig gewählt. Der ganze Weg von Heiligenblut bis nach Rauris kann in 9 Stunden zurück gelegt werden. Der sogenannte Tauernwirth auf der Höhe ist zugleich Grundbesitzer. Er führt seine Wirthschaft vorzüglich für Reisende, und man erhält da Pflege und Unterkunft, wie sie unter dortigen Verhältnissen billigerweise nur immer erwartet werden kann. Derselbe hat noch aus der Zeit geistlicher Regierung Salzburg's die Verpflichtung auf sich, arme Reisende mit Nahrung zu unterstützen, und im

Winter die Waiftel (eine hohe Stange) als Wegweiser am jenseitigen Tauern aufzustecken und einzuhalten, wofür er von der Regierung jährlich 30 Gulden erhält.

Der Pasterzen-Gletscher.

Mit dem Gefühle der gespanntesten Erwartung verlassen wir Heiligenblut. Jeder Schritt, den wir aufwärts machen, bringt uns in immer reinere Lüfte; entfernt uns immer mehr von den Menschen und ihren Wohnungen, und führt uns endlich jenen Räumen entgegen, die frei von jeglichem Treiben der Tiefe unter ihnen, durch die Fremdartigkeit ihrer Formen, durch das geheimnißvolle Walten ihrer Kräfte gerechtes Staunen erregen.

Der Weg von Heiligenblut bis zum Pasterzengletscher führt uns über steile Felsenabhänge unter dem wechselnden Schatten des Nadelholzes am linken Ufer der Möll nach ungefähr einer Stunde zunächst an der Briczius-Kapelle vorüber. Sie wurde an derselben Stelle erbaut, wo einst sein Leichnam gefunden worden sein soll. Man sagt, ihr Bestehen habe ein sehr hohes Alter. Die jetzige Kapelle enthält seit dem Jahre 1636 ein Bild, welches in 16 kleinen Feldern die Geschichte des sel. Briczius darstellt. Ihr zunächst sprudelt eine Alpenquelle des reinsten besten Trinkwassers.

Von ihr aufwärts wird der Pfad immer schroffer, hie und da selbst nicht gefahrlos. Die Bäume werden sparsamer; ihre Größe verliert sich; altes Moos hängt von ihren dürren Aesten herab; viele derselben hat die Wuth der Stürme dem Boden entrissen, und sie liegen in ordnungloser Zerwürfniß umher. Noch eine Stunde, und nur niedriges Krummholz bedeckt die weiten und freien Alpentriften, auf die wir jetzt gelangen. Das Haupt des Großglockners glänzt in voller Majestät zu uns hernieder.

Doch, was fesselt dort mit Einemmale unsern Blick? Was soll jenes ungeheuere Schneefeld, hingelagert zwischen den Bergen, bedeuten, aus dem die seltsamsten Gestalten emporzuwachsen scheinen? Welch' ein fremdartiges Krachen durchzittert die Luft? Welch' ein dumpfes Rollen durchläuft mit Donnergetöse den weiten Kranz der Gebirge? Es ist der Pasterzen-Gletscher, den unser Auge hier zum Erstenmale erblickt, der im ungeheueren Kreise den Großglockner umzieht, und dessen dunkle Vorstellung, die wir bisher von ihm gehegt, nun zur klarsten Gewißheit geworden ist.

Mit ehrfurchtsvoller Scheu stehen wir da und blicken verwundernd hin zu jenen erstarrten Massen, eine unerforschte Geburt von Jahrtausenden. Eine nie versiegende Quelle der Bäche, Flüsse und Ströme, die die Länder des Erdballs durchziehen, spottet sie vom Anbeginn dem Strahle der Sonne, und, fortwachsend im Verluste, senkt sie ihre eisigen Klüfte immer tiefer herab in die fruchtreichen Gelände des Thales.

So weit das Auge von hier gegen Nordwesten zu reichen vermag, zieht das Eisfeld des Pasterzengletschers, bei einer Breite von einer Stunde und einer Länge

von fünf Stunden sich hin gegen das Alpendorf Kaprun, in der salzburgischen Provinz Pinzgau, jenseits der Grenzen von Kärnten, steigt beinahe ununterbrochen an den Abhängen des Großglockners empor, verbindet sich dort oben mit den Leiter- und Kalser-Gletschern an der Seite von Tirol, und umgürtet in Verbindung mit dem großen Pasterzen-Keese, die Brust und die Lenden des gigantischen Glockners. Ja, selbst das Haupt desselben bedeckt noch ein Theil des ewigen Schnee's, um es gleichsam gefahrbringend zu machen der kecken Kühnheit des Sterblichen, der es wagen will, auf den Scheitel desselben zu steigen.

Im Hinblicke auf den unendlichen Wechsel seiner Formen, im Geräusche seiner unterirdischen Gewässer, deren Laut aus seinen grauenvollen Klüften an unser Ohr dringt, und manchmal aufgeschreckt durch den Donner, mit dem er zuweilen berstet, ziehen wir an der nordöstlichen Seite des Gletschers aufwärts, und erreichen endlich an der sogenannten G a m s g r u b e die gemauerte Hütte, die von Sr. kaiserl. Hoheit, dem durchlauchtigsten Erzherzoge J o h a n n v o n O e s t e r r e i c h, den Namen trägt, und von eben Demselben im Jahre 1833 zum Schutze der Naturfreunde erbaut worden ist.

Ein erstarrendes Bild des kältesten Winters, selbst unter der Gluth des heißesten Sommers, stellt sich an ihr unserer Betrachtung dar. Vor uns liegt die breite Fläche des Gletschers, und aus ihr im Hintergrunde steigt in schwindelerregender Höhe der Großglockner in freier, stolzer Größe und Erhabenheit empor, zeigt hie und da zwischen Schnee und Eis sein nacktes schwarzes Gestein, und endet dort, wo die blaue Farbe des Himmels in einen tieferen Ton sich verliert, in einer Spitze, auf der wir in den Weltraum um 11,782 Fuß tiefer gedrungen sind.

Gibt es irgend einen Moment, in welchem die kleinlichen Bekümmernisse unseres Daseins zurücksinken in ihre Nichtigkeit, wo die zerstreuten Blüthen unseres Lebens zu einem reichduftenden Kranze sich wieder verbinden, wo der Mensch aus dem Gewirre seiner Leidenschaften unwillkührlich hinübergezogen wird in das Gebiet seiner besseren Empfindungen; ja, wo er des längst verlornen Glaubens an den Adel seiner Bestimmung im vollsten Umfange wieder bewußt werden kann, so ist es d e r, wo die Natur in solcher Würde im entgegentritt — hier bei der Johanneshütte, hart am Rande des Pasterzengletschers, zu den Füßen des Großglockners!

Die feierliche Stille, die uns da umgibt, unterbricht kein Laut des gewöhnlichen Weltgeräusches. Keines Menschen Stimme, außer der eigenen, ist hier vernehmbar; kein Thier, außer der scheuen Gemse, durchflieht diese gefährlichen Felder, und kein Vogel, außer dem Adler und dem Lämmergeier, ziehen durch diese ätherischen Räume. Einzelne Nebelgebilde tauchen manchmal aus den Schnee- und Eisgebilden auf, ziehen leichten Fluges den Abstürzen des Großglockners entgegen, ergötzen, geschmiegt an ihn, unser Auge durch ihr luftiges Spiel, umgaukeln im reizenden Tanze sein graues, starres Haupt, und verschwinden endlich, nachdem sie ihn beschattet hatten, als Wolken im großen Raume der Luft, oder zerfließen eben so schnell, als sie entstanden sind.

Solche Momente sind der sinnigsten Betrachtung geweiht. Der Mensch verliert sich in dem Vollgenusse seiner Empfindung, und nur Gottes Güte ist's, die er dankerfüllten Gemüthes klar erkennt.

Wenn aber die Gletscher ertönen; wenn von den Höhen des Glockners die Eislawinen niederstürzen; die Windsbraut zu wüthen beginnt, graue Nebelmassen vor sich her treibt und in wilder Hast durcheinanderjagt; Thal und Berg unsern Blicken entschwinden; nächtliche Finsterniß uns umhüllt; wenn Blitze leuchten und Donner rollen; wenn die ganze Natur in grauenvoller Wuth sich empört zu haben scheint, da zittert der Mensch im Bewußtsein seiner Ohnmacht, und bangt für sein preisgegebenes Leben. Abhold den behaglichen Wünschen der Sterblichen in solchen Augenblicken, fühlt er in Demuth, daß er diese Regionen bewundern, aber nicht lieben darf, daß sie sein Staunen gestatten, aber sein Vertrauen hassen.

Doch, auch solche Momente gehen nicht unfruchtbar an ihm vorüber. Er erkennt durch sie die Allmacht Gottes, vor der er anbetend niedersinkt! —

Wir verlassen nun die Johanneshütte, vertrauen der sicheren Leitung unserer Führer, betreten den Pasterzengletscher, schreiten mit Vorsicht über die trügerische Hülle der 20 bis 30 Klafter tiefen Spalten, in die derselbe zerrissen ist, und gelangen zwischen abgestürzten oder emporgehobenen Steinen und Felsentrümmern, die er in langen Strecken als Moränen auf seinem blumenlosen Rücken trägt, an die jenseitige, südöstliche Grenze desselben. Hier steigen wir längs seiner schlammigen Ausläufer abwärts, betrachten noch einmal die überhängenden Eismassen an seinem Ausgangspuncte, folgen dem weiteren Pfade über die kahlen Alpentriften am rechten Ufer der Möll, schenken im Vorüberziehen dem Leiter- und Gößnitz-Falle die gebührende Aufmerksamkeit, und erreichen endlich nach der Dauer eines vollen Tages am Abende desselben das schützende Dach des wirthlichen Gasthauses zu Heiligenblut.

Der Großglockner.

Der ehrwürdige Name, mit dem wir unsere Darstellung freudig begonnen haben, steht in aller Glorie seiner Schönheit und Größe, als letztes Ziel derselben, wieder vor uns. Möchte es uns gelingen, die Aufmerksamkeit, die unsere Leser bisher geleitet hat, nicht zu schwächen, die hohe Erwartung, die sie von ihm gehegt haben, nicht zu täuschen!

Wir beginnen unsere Reise auf dem Gipfel des Großglockners, bei dem schönen Wasserfalle des Leiterbaches. Hier gehen wir dem Laufe desselben entgegen, und gelangen nach einer Stunde höchst beschwerlichen Anstieges am linken Ufer desselben, an einen gefahrvollen Felsenpfad, der unter dem gefürchteten Namen des Katzensteiges bekannt ist. Schwebend über schauerlichen Abgründen, zwischen denen der Wildbach brausend hinabstürzt, bedroht jeder Fehltritt den Wanderer mit Todesgefahr. Nicht der Stock des Führers, nur das Krummholz, das hier spärlich wächst, gewährt ihm einige Sicherheit. Noch sind die Schrecknisse

dieses Weges kaum überstanden, so treten wir, an der einsamen Ochsenhütte vorüber, aus der finsteren Bergschlucht in ein etwas geöffnetes Hochthal, gebildet von senkrechtem Gestein, an dem mächtige Schnee- und Eismassen herniederhängen. Die Natur scheint es geschaffen zu haben, um den Eindruck zu erhöhen, der hinter demselben mit Einemmale durch den Anblick des Glockners erzeugt wird, der, trotz der Höhe von 7000 Fuß, die wir bereits erstiegen haben, durch die unerwartete Größe, mit der er hier dem Auge sich darstellt, mächtig auf uns wirkt. Eine kurze Strecke noch, und wir stehen vor der Salmshütte. Ihr Erbauer, der großherzige Cardinal Salm, Fürstbischof von Gurk, und zugleich der Erste, der im Jahre 1799 die bis auf ihn noch nie vollbrachte Ersteigung des Großglockners mit wahrhaft fürstlichem Aufwande möglich machte, und auch ausführte, gab ihr und der Höhe, auf der sie steht, den Namen.

Mehr als 30 Personen hatten bei ihrer Gründung in den kleinen Abtheilungen derselben Raum, und fanden gegen die plötzlich hereinstürzenden Ungewitter Schutz und Unterkunft. Sein Leben hat aufgehört, sein Geist ist erloschen; Schnee und Sturm, vielleicht auch Muthwille, haben vereint an ihr gerüttelt, und sie endlich auch größtentheils zerrissen. Nothdürftig nur entspricht sie jetzt noch ihrer einstigen ursprünglichen Bestimmung; doch sein Andenken lebt in dankbarer Erinnerung der Nachwelt!

Unfern von dem Leiterkeese gelegen, gelangen wir von ihr über losgerissene Steinplatten in einer kurzen halben Stunde an den Gletscher selbst. Indem wir denselben überschreiten, erreichen wir, den Glockner zur Linken lassend, die sogenannte Scharte (ein beschwerlicher und Gefahr drohender Felsenkamm), die man nur aus einer mit Schnee-, Eis- und Steintrümmern ausgefüllten Schlucht erklimmen kann. Die prachtvollste Fernsicht über die langen Reihen der Gebirge von Tirol, Kärnten, Salzburg, Steiermark und Oesterreich, ist der Lohn unserer Bemühung. Berge, die noch vor Kurzem als Nebenbuhler des Großglockners unsern Augen täuschend erschienen sind, waren nun unter ihn gesunken in die Tiefe. Nur das Wiesbachhorn allein scheint trotzig mit seiner Höhe wetteifern zu wollen.

Die gewöhnlichen Verhältnisse der Atmosphäre unterliegen bereits auf der Salmshöhe, noch fühlbarer jedoch hier einer bedeutenden Veränderung. Die Verdünnung der Luft erschwert das Athemholen. Mattigkeit und Erschöpfung, die später selbst in Ohnmacht übergehen, sind die Wirkungen, die zunächst uns daran erinnern, daß wir in höheren, uns minder befreundeten Regionen wandeln. Aber so wie die größere Reinheit der Luft oft wiederkehrende Beschwerden erzeugt, eben so bedarf es hier nur einiger Minuten, um aus dem Zustande gänzlicher Erschlaffung augenblicklich zu dem Gefühle der kaum verlorenen Kraft zurück zu gelangen.

Nach einem halbstündigen Aufwärtsschreiten über ewige Eis- und Schneefelder erreichen wir die sogenannte Hohenwart, eine Stelle, an welcher einst eine Hütte stand, die ein Jahr nach Erbauung der Salmshütte der Cardinal Salm, seinem damaligen Generalvikär von Hohenwart zu Ehren, so benannte. Spurlos sind im Sturme der Jahre, und im wüthendsten Kampfe der Elemente nun auch

die letzten Splitter derselben verschwunden. Mehrere Klafter unter Schnee vergraben starrt sie dort in ihren kargen Ueberresten 10,674 Fuß hoch über der Meeresfläche.

Noch ein Erinnerungsmal menschlichen Daseins haben wir zu erreichen. Es ist die Hütte auf der Adlersruhe. Auch sie verdankt ihr Entstehen und ihren Namen dem Cardinale Salm. Auf einer hervorragenden Felsenspitze erbaut, war sie das letzte Asyl der Glockner-Ersteiger. Doch auch sie erlag den Stürmen. Sie ist bereits seit 1821 dachlos geworden, und ihre inneren Räume sind mit Schnee gefüllt.

Von nun angefangen bildet die Ersteigung des Glockners eine zusammenhängende Reihe von Beschwerlichkeiten und Gefahren, selbst unter den günstigsten Witterungs-Verhältnissen. Das Licht des Schnee's verletzt das Auge; die scharfe und zunehmende Trockenheit der Luft wirken mit erhöhter Kraft auf die sinnlichen Organe des Körpers; das Athemholen wird mit jedem Schritte gehemmter; die Ermattung folgt von Minute zu Minute, und nicht selten dringt das Blut an den Augen, der Nase und den Ohren hervor.

Und deßungeachtet ist das letzte Ziel noch nicht erreicht! Noch steht eine eisbedeckte Anhöhe, deren Neigung beinahe 60 Grade beträgt, vor uns, über die allein wir zur Spitze des Glockners gelangen können.

Bei einer Höhe von 90 Klaftern, jeder menschlichen Kühnheit widerstrebend, kann sie ohne fremde und erfahrene Beihilfe, so wie ohne angewandte Vorsichtsmaßregeln nie erklommen werden. Zu diesem Behufe werden von den Führern Fußtritte in die Eismasse gehauen, die Reisenden erhalten ein Seil, woran sie, festgebunden um ihren Leib, langsam emporgezogen werden, mehr jedoch, um das Rückfallen in die bodenlose Tiefe zu verhüthen.

Freudig-jauchzend würde der Erste, der das Ende dieser schrecklichen Bahn zurückgelegt hat, sich glücklich preisen, das heißersehnte Ziel seiner mühevollen Wanderung erreicht zu haben. Doch der Gipfel, auf dem er steht, ist nur der kleinere. Von der eigentlichen höchsten Spitze des Großglockners trennt ihn noch eine furchtbare Kluft. Beschützt ihn die Gunst der Vorsehung, so überschreitet er sie, trotz Furcht und Gefahr, und er darf jenseits derselben schwelgen in der Betrachtung dessen, was nun vor seinen Augen und tief zu seinen Füßen, im unermeßlichen Umfange vor ihm ausgebreitet liegt. Aber nur Wenigen aus ihnen ist dieser Triumph ihres Wagnisses gegönnt! Unüberwindlich sind zuweilen die Hindernisse, die im Wechsel der Jahre gerade hier an dieser Kluft sich zeigen; und mancher blickt wehmüthigen Auges vom kleinen Gipfel des Glockners hinauf zu der nur wenige Klafter höchsten Spitze desselben, und kann bloß mit seinen Wünschen sie erreichen.

Nur damals, wo der hochsinnige Cardinal Salm den erhebenden Gedanken faßte, das Andenken der ersten Ersteigung des Großglockners durch die Aufstellung eines eisernen, zum Theile vergoldeten Kreuzes auf dem Scheitel desselben, als sprechendsten Zeugen seines hohen Adels, seiner geläuterten Verehrung und Anbe-

tung der Allmacht Gottes, für kommende Geschlechter zu verewigen; da glänzte die Sonne des Himmels klar und rein auf das edle Menschenwerk, und beschien gleichsam verklärend ein nie gesehenes Schauspiel.

Doch, was die Vorsehung geschehen ließ, das haben die irdischen Elemente wieder vernichtet. Das Kreuz, aus starkem Metalle, und festgekittet in den Felsenboden des Glockners, schien Jahrhunderten zu trotzen. Aber auch seine Kraft ward gebrochen. Es stürzte von seiner sturmumflutheten Höhe hinab in die grauenvolle Tiefe, und versank, vielleicht für immer! unter der eisigen Decke des Pasterzengletschers.

Anmerkung: Nach der neuesten Bemessung des Großglockners durch die Gebrüder Schlagintweit beträgt dessen höchste Spitze 12,500 Wr. Fuß.

Wagner, Josef

Das Möllthal und der Großglockner

Klagenfurt 1856